

Baltische Monatschrift.

Siebemunddreißigster Jahrgang.

Inhalt:

Die Serumtherapie der Diphtheritis. Von Prof. Dr. K. Dehio	157
Die Audienz der livländ. Deputirten beim Kaiser Nicolai I. am 28. Februar 1846.	177
Au die Heimath	188
Briefe des Fürsten Karl Lieven. Mitgetheilt von Fr. Bienemann- Freiburg.	191
Die Vereinigung Kurlands mit Rußland. Von Prof. B. Bil- bassow	205
Politische Correspondenz.	229
Literarisches	243

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition
der „Balt. Mon.“ (Riga, Georgenstr. 4) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl. Insertionspreise: $\frac{1}{2}$ Seite 10 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite 6 Rbl., im Abonnement (12 Mal) 35 $\frac{1}{2}$ %,
auf dem Umschlage 25 $\frac{1}{2}$ % Rabatt.

Reval.

Franz Kluge.

1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Lidebühl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätkuren.

Besitzer und leitender Arzt:

Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.

Die Serumtherapie der Diphtheritis.

Ein Vortrag.

Hochgeehrte Versammlung!

Was ist das glückliche Vorrecht großer und tiefer Gedanken, daß sie sich umsomehr erweitern und ihr Geltungsgebiet desto umfassender wird, je mehr man in sie eindringt und ihre Wichtigkeit prüft. Dieses Vorrechts darf sich auch die Lehre vom Kampf um's Dasein rühmen. Ursprünglich von ihrem Schöpfer nur auf das Leben der Thierwelt bezogen und auch in dieser Begrenztheit vielfach angezweifelt und bekämpft, hat sie sich schließlich doch die allgemeine Anerkennung erworben, auch auf Gebieten, an die Darwin, wenigstens zu Anfang seiner Forschungen, nicht gedacht hat. Wenn in der ebenso poetischen wie tiefphilosophischen Auffassung dieses Forschers sich das die Welt durchfluthende Spiel von Wirkung und Gegenwirkung zwischen dem Individuum und seiner Umgebung als ein Kampf darstellt, durch den allein das organische Leben sich gegen die feindlichen Gewalten der allgegenwärtigen Natur zu behaupten vermag, so ist es klar, daß dieses reciproke Verhältniß sich nicht auf das Thier beschränken kann, sondern in noch viel höherem Maße auch für das Menschenleben Geltung hat. Und sicherlich muß hier, wo der Mensch sich gegen die Außenwelt durchzusetzen hat, dieser Kampf eine viel complicirtere Gestaltung annehmen, da es sich um viel mannigfaltigere und höher organisirte Individuen handelt als im Thierreich.

Das menschliche Dasein mit seinen ewig wechselnden Beziehungen von Person zu Person, von Staat zu Staat, von Reich zu Reich, es stellt sich uns in der Geschichte dar als ein schicksals- und wechselreicher Kampf, als dessen Preis der Fortschritt des Menschengeschlechts errungen wird. Mögen wir leiden oder triumphieren, wir stehen unter dem Gesetz des Kampfes um's Dasein und wohl dem, der sich sagen kann, daß er ihn nur mit guter, blanker Waffe kämpft.

Und wie erscheint uns nun das menschliche Dasein inmitten der Natur? Auch hier ein Kampf, ohne den die Existenz nicht möglich; ein Ringen nicht nur gegen die toten Gewalten der Materie, gegen Sturm und Wetter, gegen Kälte und Hitze, sondern ein Ringen auch gegen die belebte Mitwelt.

Die Entdeckungen der großen Forscher Pasteur und Koch haben unserem staunenden Auge eine ganze neue Welt kleinster Lebewesen enthüllt und uns gezeigt, daß auch hier dieselben Grundgesetze des Lebens gelten, wie überall. Wir wissen nun, daß eine große Reihe von Infections-Krankheiten dadurch hervorgerufen wird, daß bestimmte Mikroorganismen oder Bacterien in unseren Körper eindringen und sich in demselben niederlassen und vermehren; wir wissen, daß, wenn dieses Wachstum der Bacterien unbegrenzt fortschreitet, unser Organismus denselben schließlich unterliegt; wir wissen endlich, daß eine Genesung von der Krankheit nur dann erfolgt, wenn es unserem Körper gelingt, sich von diesen kleinen Schmarozhern zu befreien, indem er sie tödtet oder ausscheidet oder sonst wie unschädlich macht. So haben wir wohl das Recht, den Krankheitsvorgang, der sich nach der Infection des Körpers mit den Bacterien entwickelt, als einen Kampf des Körpers gegen diese kleinsten Feinde aufzufassen. Gewiß ist es von hohem Interesse, diesen Kampf in seinen Einzelheiten zu beobachten und in die Verborgenheit aller seiner Phasen zu verfolgen. Und wenn wir nun gar, dank dieser forschenden Beobachtung, die Wege entdecken, auf denen wir nicht als unbetheiligte Zuschauer, sondern als active Helfer mitten in diesen Kampf hineintreten können, wenn sich uns Mittel zu bieten scheinen, um die Krankheit nach unserem Wunsch zum Wohle des Menschen zu entscheiden, dann ist es nicht mehr

wissenschaftlicher Forschungstrieb allein, sondern actuelle, ich möchte sagen persönliche Theilnahme, die uns dazu drängt, dem Wesen dieses Kampfes zwischen dem höchsten Organismus dieser Welt, dem Menschen und den niedersten Lebewesen, die wir kennen, auf den Grund zu gehen.

Es ist Ihnen, meine Damen und Herren, bekannt, daß die Krankheitsbakterien, sowohl nach ihrer Gestalt und ihrem Wachsthum, als auch nach ihrem ganzen Wesen und Leben auf's Engste verwandt sind mit den mikroskopischen Pilzen, welche, überall auf Erden verbreitet, die Gärungs- und Fäulnißvorgänge der organischen Materie bewirken. Die Analogie in der Lebens-thätigkeit der Gärungspilze und der Krankheitsbakterien ist so groß, daß wir aus dem Studium der Gärung die wichtigsten Aufschlüsse über die Art der Wirkung der kleinsten Krankheitserreger schöpfen. Erlauben Sie mir deshalb, zunächst das Beispiel eines Gärungsprocesses mit Ihnen zu besprechen. Wenn wir die gewöhnliche Bierhefe, welche bekanntlich aus einer Menge mikroskopischer, runder Zellen besteht, von denen jede einzelne ein kleinstes Lebewesen für sich darstellt, in eine wässrige Lösung von Traubenzucker hineinbringen, so beginnen die Hefezellen üppig zu wuchern und sich zu vermehren; dabei wird der Zucker zersezt und es entsteht aus ihm Alcohol und Kohlensäure. Die Kraft dieses Bacillus besteht also darin, aus dem Zucker den Alcohol und niemals einen anderen Stoff hervorzubringen. So hat eine jede Bacterienart ihre besondere Wirkungsweise und gewiß können wir auch von den kleinsten Krankheitserregern annehmen, daß sie aus den Geweben und Säften des menschlichen Körpers und überhaupt aus allen Medien, in denen sie vegetiren, eigenthümliche Stoffe erzeugen, die vielleicht krankmachend wirken. Das Experiment hat diese Annahme bestätigt. Wir wissen, daß, wenn Krankheitsbakterien in unsern Körper hinein gelangen, sie in demselben am Ort ihres Wachsthums Gift erzeugen, welche in das Blut und die Gewebsflüssigkeiten aufgenommen werden und so den ganzen Körper durchtränken. Diese Stoffe hat die Wissenschaft mit dem Namen der Toxine belegt und so wie die Bacterien der einzelnen Infectionskrankheiten unter einander verschieden sind, so sind es auch ihre Toxine.

So können wir ein Toxin der Lungenentzündung, ein Toxin des Wundstarrkrampfes, der Cholera u. s. w. unterscheiden. Und wenn wir eines dieser Toxine in wässriger Lösung einem Thier unter die Haut oder in's Blut einspritzen, so vermögen wir dadurch sofort dieselben Krankheitserrscheinungen hervorzurufen, welche, freilich etwas langsamer und mehr allmählich, durch die Infection mit den betreffenden Bacterien selbst hervorgerufen worden wären.

Es weist Alles darauf hin, daß die Infections-Krankheiten eine Art von Selbstvergiftung des Körpers sind, bei der, so lange die Krankheit dauert, die Bacterien den Giftstoff entstehen lassen und den Körper permanent im Zustande der Vergiftung erhalten.

Würde diese Production der specifischen Giftstoffe oder Toxine in's Unendliche fortgehen, so müßte jede Infections-Krankheit zum Tode führen. Zum Glück ist dem nicht so. In den meisten Fällen hört vielmehr nach einer gewissen Zeit der Proceß von selber auf, die Bacterien verschwinden und es tritt Genesung ein, wenn nur der Kranke Kraft genug besitzt, um den Krankheitsvorgang zu überdauern und das natürliche Ende desselben abzuwarten. Wie alles organische Leben auf Erden sein inneres Maas und Ziel hat, so geht auch das Wachstum der Krankheitsbacterien unter Bedingungen vor sich, die Anfangs der Entwicklung derselben förderlich sind, aber schließlich ihren Untergang bewirken und so die Selbstheilung der Krankheit herbeiführen.

Welches sind nun aber die Ursachen, die den scheinbar freiwilligen Stillstand der Krankheit bedingen, und wo liegen die Bollwerke, an denen die Ueberfluthung des Körpers mit den Bacterien und ihren Giften sich schließlich bricht? Auch in diesen Fragen führt die Beobachtung der in der äußeren Natur vor sich gehenden Gärungs- und Fäulnißproceße vielleicht zu klarerem Verständniß. Ich erinnere Sie wieder an die alkoholische Gärung des Traubenzuckers. Je länger dieselbe dauert, desto weiter schreitet die Vermehrung der Hefepilze fort und desto größer wird die Menge des von ihnen erzeugten Alcohols. Aber wenn der letztere schließlich einen gewissen Concentrationsgrad erreicht hat, so stockt das Wachstum der Pilze, die Gärung hört auf und die Flüssig-

keit kommt zur Ruhe. Wir wissen aber, daß der concentrirte Alcohol zerstörend auf alle kleinste Organismen wirkt, und so tödtet auch der bei der Gärung erzeugte Alcohol, sobald er in genügender Menge vorhanden ist, dieselben Hefezellen, denen er seine Entstehung verdankt; die Hefezellen sterben an dem Uebermaß der Stoffe, welche sie selber erzeugt haben.

Diese Selbsthemmung der Gärung dürfen wir wohl als ein Analogon der Selbstheilung der Krankheiten ansehen.

Dieser Gedanke ist es, den Robert Koch zum ersten Mal für die Heilung der Infectionskrankheiten zu verwerthen suchte.

Viele von Ihnen, meine Damen und Herren, werden sich wohl noch des freudigen Staunens erinnern, mit dem die große Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Koch im J. 1881 begrüßt wurde; nun war es geglückt, des Uebelthäters habhaft zu werden, der die Schwindsucht verursachte und der Umschwung, der sich in unseren Anschauungen über das Wesen dieser und damit auch vieler anderer Krankheiten vollzog, war so tiefgreifend, daß wir wohl von hier an eine neue Aera der medicinischen Wissenschaft datiren können. Die Lehre vom Kampf um's Dasein hielt ihren Einzug in die Medicin. Doch was wollte dieses Staunen sagen gegen den Sturm, der plötzlich entfesselt wurde und alle Geister aus den gewohnten Bahnen riß, als es Koch gelungen schien, die Tuberkulose, diesen schlimmsten Feind der menschlichen Gesundheit, zu überwinden. Indem Koch die Tuberkelbacillen auf einem künstlich hergestellten Nährboden wachsen und sich vermehren ließ, glaubte er ein Stoffwechselproduct der Bacterien erzeugen zu können, welches im Stande sein sollte, die Tuberkelbacillen ebenso zu tödten, wie der Alcohol die Hefepilze. Leider blieb das nur ein schöner Traum, der seiner Erfüllung vielleicht noch lange harren wird. Aber auch Träume haben ihr Gutes. Als die Welt aus ihren Illusionen erwachte und die Wellen der Erregung sich gelegt hatten, blieb doch als Rest von all dem Irrthum der richtige Gedanke zurück, daß es gelingen müsse, aus den Bacterien selbst oder mit ihrer Hülfe solche Stoffe zu gewinnen, durch die wir die Bacterienkrankheiten heilen können.

Dieser Gedanke hat fortgewirkt und die Forschung nicht zur Ruhe kommen lassen — und so stehen wir heute in einer ähnlichen Bewegung, nur daß es sich nicht um die Tuberculose, sondern um eine andere Infectionskrankheit, die Diphtherie, handelt. Ist es möglich, die Diphtheritis mit dem vielgenannten Heilserum erfolgreich zu behandeln? Diese Frage schwebt auf Aller Lippen und wenn wir auch, angesichts der früheren Erfahrungen, mit mehr Zurückhaltung an dieselbe herantreten, so sind doch die Hoffnungen, die sich an die Serumtherapie der Diphtheritis knüpfen, wesentlich dieselben wie damals.

Deshalb lohnt es sich wohl, die Aussichten dieser neuen Heilmethode ruhigen Blutes zu überlegen. Es wäre traurig, wenn die deutsche Wissenschaft sich und der Welt zum zweiten Mal eine solche Enttäuschung bereiten sollte, wie mit dem Koch'schen Mittel gegen die Tuberculose.

Erlauben Sie mir, zunächst die wissenschaftliche Grundlage festzustellen, auf welche die Serumtherapie der Diphtheritis sich gründet.

Die Diphtheritis, dieser grimme Feind des Kindesalters, ist eine ansteckende Krankheit, welche meistens mit einer localen Affection des Rachens beginnt. Unter mehr oder weniger hohem Fieber entstehen auf den Mandeln oder am weichen Gaumen weißliche Flecken und Beläge, die sich rasch vergrößern und in die Tiefe greifen. Diese Beläge bestehen aus einem geronnenen Eiweißstoff, welcher sich auf der Oberfläche der Schleimhaut ansammelt und auch das Gewebe derselben durchtränkt. In günstigen Fällen hört nach einigen Tagen diese Ausschüßung des geronnenen Eiweißstoffes wieder auf, die weißlichen Flecken verschwinden, das Fieber läßt nach und das Kind wird wieder gesund. Oft jedoch ist der Verlauf ein schlimmerer; die Flecken, welche anfänglich nur im Rachen saßen, treten auch im Kehlkopf auf und die Ausschüßung der weißen Massen verbreitet sich immer tiefer in die Luftröhre und deren Verzweigungen, so daß dadurch der Kehlkopf verengt und die Luftröhrenzweige verstopft werden können und der Kranke in die Gefahr geräth, zu ersticken. Wieder in anderen Fällen ist die Ausschüßung der diphtheritischen Massen zwar nicht so ausgebreitet, aber der ganze Körper wird dabei auf's

Schwerste ergriffen; das Fieber ist hoch, die Herzthätigkeit schwach, die Körperkräfte sinken rasch und diese Erscheinungen einer schweren allgemeinen Blutvergiftung steigern sich bis zur drohenden Lebensgefahr.

So verschiedenartig der Verlauf der Krankheit somit sein kann, so beweist doch der Umstand, daß sie stets mit der Ausschwigung diphtheritischer Massen einher geht und von dieser ihren Ausgang nimmt, daß wir es in allen diesen Fällen mit einem und demselben Krankheitsproceß zu thun haben.

Welches sind nun die feineren Vorgänge, die sich unter diesen auch für den Nichtarzt leicht erkennbaren äußeren Erscheinungen verbergen? Löffler, ein Schüler Robert Koch's, hat zuerst gezeigt, daß sich in den diphtheritischen Belägen des Rachens und der Luftwege ein eigenthümlicher Mikroorganismus, ein kleiner Bacillus findet, der sonst bei keiner Krankheit vorkommt, und ihm ist es auch gelungen, diesen Bacillus in Fleischabkochungen, welche die Wissenschaft mit dem Namen der Nährbouillon belegt, bei günstiger Temperatur wachsen und sich vermehren zu lassen und ihn in aller Reinheit heranzuzüchten. Auch wenn man nur einzelne wenige Bacillen in die Bouillon hereingebracht hat, so wimmelt sie doch in einigen Tagen förmlich von denselben und man kann in einem winzigen Tröpfchen der Bouillon unter dem Mikroskop viele Millionen Bacillen erblicken. Statt in Bouillon kann man solche Reinkulturen auch auf anderen Nährböden, wie z. B. auf nicht zu starrer Gelatine, erzielen. Nächst Löffler sind es vor Allem die französischen Forscher Roux und Yersin, welche uns die Eigenschaften und Lebensbedingungen dieses Diphtheriebacillus innerhalb und außerhalb des menschlichen Körpers kennen gelehrt haben.

Wenn man ein Pröbchen der Bouilloncultur dieses Bacillus einem empfänglichen Thier, z. B. einem Kaninchen oder Meerschweinchen, in die Schleimhaut der Luftröhre einimpft, entwickelt sich an der geimpften Stelle in wenig Tagen genau ebensolch eine diphtheritische Ausschwigung, wie beim kranken Menschen, und auch die allgemeinen Symptome der Erkrankung, wie Fieber und Entkräftung, sind dieselben. Auch hier finden sich die Bacillen in der ausgeschwigten Eiweißmasse, auch hier, wie beim Menschen,

sind sie nur am Orte der Localerkrankung und nicht im Blute und im übrigen Körper vorhanden. Wir sind somit im Stande, durch die Impfung des Löfflerschen Bacillus künstlich bei Thieren die Diphtheritis zu erzeugen und damit ist der Beweis geliefert, daß dieser Bacillus thatsächlich die Ursache der Diphtheritis ist. Indem er sich im Rachen der erkrankten Menschen niederläßt und vermehrt, erzeugt er hier die weißen Flecken, zugleich aber producirt er durch sein Wachsthum die ihm eigenthümlichen Giftstoffe oder Toxine, welche nun an ihrem Entstehungsorte aufgesogen werden, in's Blut gelangen, den ganzen Körper durchseuchen und so das Fieber und die ganze Reihe der vorhin besprochenen Erscheinungen der Allgemeinerkrankung hervorrufen.

Ein Unterschied zwischen der menschlichen Diphtheritis und der künstlichen Impfdiphtherie der Thiere besteht nur darin, daß bei Menschen sich in den ausgechwitzten diphtheritischen Membranen sehr bald, oft schon nach wenigen Tagen, auch andere schädliche Mikroorganismen einfinden, nämlich allerlei kugelförmige Bacterien, welche die Wissenschaft schon als die Erreger aller Arten von Wundentzündungen, des fieberhaften Rothlaufes u. s. w. kennt. Es ist, als wenn der Diphtheriebacillus in die gesunde Rachenschleimhaut die erste Bresche legen müßte, durch welche dann auch andere feindliche Schaaeren kleinster Organismen in den Körper eindringen.

Das Thierexperiment hat uns aber noch weitere wichtige Thatsachen kennen gelehrt. Wenn man frische, nur wenige Tage alte Culturen zur Impfung benutzt, so genügen schon die allergeringsten Mengen, um eine so schwere Erkrankung zu erzeugen, daß das Thier in wenig Tagen zu Grunde geht. Daraus läßt sich die Giftigkeit dieser kleinsten Lebewesen ermessen. Es giebt aber verschiedene Mittel, um diese Giftigkeit zu verringern; man braucht nur die Bouillonkultur längere Zeit, etwa 4—6 Wochen lang sich selbst zu überlassen, ohne neue Nährbouillon hinzuzuführen, so erhält man eine Kultur, die gleichsam aus Altersschwäche einen großen Theil ihrer Giftigkeit eingebüßt hat. Impft man ein Thier mit einer solchen altgewordenen, abgeschwächten Kultur, so erkrankt dasselbe zwar in derselben Art und mit den gleichen Symptomen, aber die Krankheit verläuft unvergleichlich

viel leichter und die Thiere genesen. Wir haben es also in der Hand, die Thiere bald leichter, bald schwerer erkranken zu lassen, je nach dem wir sie mit vollgiftigen oder abgeschwächten Bacterien impfen. Ähnlichen Verhältnissen begegnen wir auch bei der natürlichen Diphtherie des Menschen. Nicht alle Menschen erkranken gleich schwer; ein großer Theil macht die Erkrankung auf's Leichteste durch, indem nur ein Paar Flecken im Halse, etwas Halsschmerz und geringes Fieber in 2—3 Tagen kommen und vergehen. Andere dagegen werden sogleich auf's Schwerste befallen, der Rachen ist wie mit einer weißen Tapete ausgekleidet, die Mandeln geschwollen, das Schlucken vor Schmerz unmöglich, das Fieber hoch mit Delirium und Herzschwäche verbunden, und wenn überhaupt Genesung eintritt, so erfolgt sie nur langsam und allmählich. Wir machen auch oft die Erfahrung, daß manche Epidemien sich durch einen gutartigen Charakter auszeichnen und die meisten Fälle derselben leicht und rasch ablaufen, während in anderen Epidemien fast alle Erkrankten auf's Schlimmste mitgenommen werden. Diese Erfahrungen lehren uns, daß die Diphtheriebacillen in den einzelnen Fällen und einzelnen Epidemien von verschiedenem Charakter sind. In den leichten Fällen und Epidemien hat man es mit gutartigen, gleichsam abgeschwächten Bacillen zu thun, in den schweren mit vollgiftigen von der böartigsten Energie. Daß es für den Verlauf der Krankheit auch auf die Widerstandskraft des einzelnen Kranken ankommt, ist selbstverständlich und brauche ich nicht näher auszuführen.

Kehren wir nun zu den Thierversuchen zurück. In allen Thieren, welche mit Diphtheritis inficirt worden sind, auch in solchen, welche nur eine ganz leichte Impfdiphtherie spielend überstanden haben, ist eine sehr wichtige Veränderung des ganzen Körpers vor sich gegangen: sie sind nämlich nunmehr gegen jede weitere Infection mit Diphtheriebacillen unempfindlich geworden. Man kann sie jetzt mit den allergiftigsten Culturen in großer Menge impfen, sie bleiben gesund. Man nennt diesen Zustand der Unempfindlichkeit auch Immunität. Wir sind also im Stande, Thiere durch die Impfung mit abgeschwächten Culturen der Diphtheriebacillen gegen

die Diphtheritis unempfänglich zu machen oder sie gegen diese Krankheit zu immunisiren.

Wer von Ihnen dünkt nicht hier an einen ähnlichen Proceß, den wir Alle an unserem eigenen Leibe erfahren haben. Durch die Impfung mit der Kuhpockenlymphe sind wir Alle gegen die Erkrankung an den natürlichen Pocken künstlich immun gemacht worden, und wenn wir auch den Krankheitserreger der Pocken bis jetzt nicht kennen, so liegt doch wohl die Annahme sehr nahe, daß in der Kuhpockenlymphe das abgeschwächte Gift der natürlichen Pocken vorhanden sein muß und daß unser Körper durch das Ueberstehen dieser Impfung die Kraft erlangt hat, der Ansteckung mit den natürlichen Pocken erfolgreich Widerstand zu leisten.

Wie steht es nun mit der künstlich durch Einimpfung der abgeschwächten Bacillen erzielten Immunität der Thiere gegen Diphtheritis? Natürlich hat sich das Interesse aller Forscher der Frage zugewandt, was für Veränderungen denn im Körper dieser immun gewordenen Thiere vor sich gegangen sind und worauf die Unempfänglichkeit derselben beruht? Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Hypothesen über das Wesen der Immunität mit Ihnen besprechen, und ich glaube, daß Sie es mir danken werden, wenn ich mich lediglich auf Thatfachen beschränke. Es ist Ihnen bekannt, daß, wenn man das Blut eines Menschen oder Thiers bei einem Aderlaß in einem beliebigen Gefäße aufhängt und ruhig stehen läßt, es nach wenig Minuten gerinnt und einen dicklichen Kuchen bildet, ähnlich wie unsere landesübliche „Saure Milch.“ Ebenso wie nun die Saure Milch sich weiterhin zusammenzieht und einen wässrigen Saft, die Molke, austreten läßt, so verkleinert sich auch der geronnene Blutkuchen und über ihm sammelt sich eine klare, gelbliche Flüssigkeit, welche als Blutserum bezeichnet wird. Dieses Blutserum läßt sich leicht abgießen und kann, namentlich wenn man eine Spur von desinficirenden Substanzen, wie z. B. Carbol säure, hinzusetzt, Monate lang unverändert und ohne Zersetzung aufbewahrt werden. Ganz ebenso läßt sich auch das Blutserum der künstlich immunisirten Thiere gewinnen. An diesem Punkt beginnen die wichtigen Entdeckungen Behring's. Behring fand, daß, wenn

man das Blut eines gegen Diphtheritis immunisirten Thieres einem anderen gesunden Thier in die Blutbahn bringt oder auch nur unter die Haut spritzt, auch dieses letztere gegen die Impfung mit vollgiftigen Diphtheriebacillen unempfindlich wird. Die Einspritzung selbst wird leicht ertragen und bewirkt keinerlei örtliche oder allgemeine Erkrankung. Sie sehen daraus, daß in dem Blut eines Thieres, das eine leichte Impfdiphtherie durchgemacht hat und dadurch immunisirt worden ist, Stoffe entstanden sein müssen, die ihrerseits im Stande sind, auch andere Thiere vor der Erkrankung zu schützen.

Nun bitte ich Sie, sich wieder an den Verlauf der Diphtheritis beim Menschen zu erinnern. Wir sahen, daß es sich dabei um zwei verschiedene Dinge handelte: um den localen Proceß im Rachen oder Kehlkopf, welcher unmittelbar durch die Anwesenheit der Bacillen hervorgerufen wurde, und zweitens um die allgemeinen Krankheitsercheinungen, welche durch das von den Bacillen producirt Diphtheriegift oder Toxin erzeugt wurden. Dieses Toxin kann man nun auch außerhalb des Thierkörpers künstlich gewinnen. Wenn man nämlich eine Bouilloncultur von Diphtheriebacillen durch einen Thonfilter durchlaufen läßt, so bleiben die Bacillen oberhalb des Filters zurück und die durchfiltrirte, wasserklare Bouillon enthält nun nicht ein einziges Bacterium, wohl aber die Stoffwechselproducte der Bacterien und unter ihnen das Diphtherietoxin in gelöster Form. Nun kann man diese klare Giftlösung Thieren unter die Haut spritzen und der Erfolg einer solchen Einspritzung besteht, wie vorauszusehen, darin, daß die Thiere zwar keine schwerere Localerkrankung an der Einspritzungsstelle erleiden, wohl aber von Fieber und all' den allgemeinen Erscheinungen befallen werden, die, wie wir wissen, durch das Diphtheriegift an sich bewirkt werden. Der Unterschied zwischen einer Impfung mit Diphtheriebacillen und einer Einspritzung des reinen Diphtherietoxin's besteht nur darin, daß die Allgemeinerscheinungen im ersten Fall entsprechend dem allmählichen Wachsthum der Bacillen und der langsameren Aufsaugung ihres Giftes mehr nach und nach sich steigern, im zweiten Fall dagegen plötzlich auftreten und

verschieden stark sind, je nach der größeren oder geringeren Menge der eingespritzten Gifflösung. Der Haupterfolg besteht aber darin, daß die Thiere durch die Einspritzung einer nicht tödtlichen Giftmenge gegen spätere stärkere Einspritzungen des Giftes unempfindlich oder giftfest werden. So kann man durch wiederholte, immer größere Toxingaben schließlich dahin gelangen, daß die Thiere unbeanstandet das Hundert- und Tausendfache der für sie ursprünglich tödtlichen Giftdosis ertragen. In ähnlicher Weise sehen wir ja auch bei anderen Giften, wie z. B. dem Morphinum, eine allmähliche Gewöhnung an das Mittel eintreten. Das traurige Beispiel der Morphioophagen lehrt uns, daß sie sich schier unglaubliche Mengen Morphinum einspritzen, Mengen, welche den Gesunden einem sicheren Tode überliefern würden.

Das Blutserum der giftfest gemachten Thiere besitzt dieselbe Eigenschaft, wie das Serum der mit abgeschwächten Bacillen geimpften; es vermag gleichfalls andere Thiere, denen man es unter die Haut spritzt, vor der Diphtherie zu schützen.

Wir besitzen also zwei Wege, um Thiere künstlich gegen die Diphtheritisinfection immun zu machen; erstens die Impfung mit abgeschwächten Bacillen und zweitens die Vergiftung mit Diphtherietoxin. Der erste Weg entspricht völlig der natürlichen Infection der Menschen, der zweite wird nur vom experimentirenden Forscher benutzt. Es ist für den Erfolg gleichgiltig, ob die Thiere nach der einen oder der anderen Methode behandelt werden, in beiden Fällen entstehen in ihrem Blut Stoffe, durch welche sie gegen weitere Infection gefeit werden und in beiden Fällen können wir das Serum solcher gefeierter Thiere dazu benutzen, um auch andere Individuen vor der Infection mit Diphtheritis zu schützen.

Aus all' dem Gesagten ergiebt sich der Schluß, daß durch die Infection mit Diphtherie oder durch den Eintritt der Toxine in das Blut in letzterem Stoffe entstehen müssen, welche das Individuum gegen die Wirkung weiterer Toxinmengen unempfindlich machen, gleichgiltig, ob diese letztern durch die Vermehrung der eingeimpften Bacillen im Körper erzeugt, oder durch fort-

gesetzte Einspritzungen der Gifflösung von außen eingeführt werden. Wir haben das volle Recht, diese neu entstandenen Stoffe als Schutzstoffe zu bezeichnen, die der Körper erworben hat und die er nunmehr als mächtigste Waffe im Kampfe gegen die Diphtheritis benutzt. Diese Schutzstoffe paralyisiren die Wirkung der Toxine. Diese Thatsache steht nunmehr fest und ich bitte Sie, sich an derselben genügen zu lassen; auch die Wissenschaft vermag sich nur auf diese Erfahrungsthatsache zu berufen, ohne für's Erste auf das Wie und Warum derselben eine definitive Antwort zu geben.

Nun sind wir an der Schlußetappe unserer schwierigen Ausführungen angelangt. Ich sagte, die Schutzstoffe des Serums der immunisirten Thiere paralyisiren die Wirkung der Diphtherietoxine. Ist dem so, so müssen diese Schutzstoffe nicht nur anderen gesunden Thieren Immunität verleihen, sondern auch im Stande sein, in erkrankten Thieren die schon vorhandenen Toxine unschädlich zu machen; oder prägnanter ausgedrückt: Die Schutzstoffe müssen zugleich Heilstoffe sein. Und in der That hat das Experiment diese Voraussetzung bestätigt.

Wenn man Thieren eine volle Dosis hochgiftiger Diphtheriebacillencultur eingimpft und sie dadurch dem sicheren Tode überliefert hat, so gelingt es dennoch, und zwar gleichfalls mit voller Sicherheit, sie dem Tode zu entreißen und am Leben zu erhalten, dadurch daß man ihnen nachträglich das Blutserum eines hochimmunisirten, an die stärksten Toxingaben gewöhnten Thieres einverleibt. Auch diese Thatsache ist mit aller Sicherheit festgestellt und auf ihr beruhen die therapeutischen Hoffnungen, welche wir an das Heilserum knüpfen. Denn jetzt können wir die Vorgänge verstehen, die sich bei der natürlichen Diphtherie des Menschen abspielen. Die Toxine, welche aus den diphtheritischen Ausschwitzungen in's Blut des Kranken gelangen, rufen hier die Bildung der Schutzstoffe hervor, gerade so, als wenn sie in's Blut direct eingespritzt worden wären. Sind die Toxine nicht in zu großer Menge vorhanden und werden sie nicht zu plötzlich aufgesogen, so vermag die Bildung der Schutzstoffe mit der allmählichen Zunahme der Toxine

im Blut Schritt zu halten und sie zu paralyfieren. Der Verlauf der Krankheit wird dann ein günstiger sein und zur Genesung führen. Wird der Körper dagegen plötzlich mit einer zu großen Giftmenge überschwemmt, dann vermag er die Schutzstoffe nicht so rasch und so reichlich, wie nöthig, zu erzeugen und muß der Wirkung der übermächtigen Toxine erliegen. In diesem schlimmen Fall nun dürfen wir hoffen, durch die Einsprizung des Heilserum's, welches ja große Mengen schon fertiger Schutz- und Heilstoffe enthält, das Leben zu retten, denn wir führen dem Körper im Heilserum gerade diejenigen Stoffe zu, deren er zur Bewältigung der Toxine bedarf und die er nicht so rasch aus sich selbst herbeischaffen kann.

Einem Jeden von Ihnen wird gewiß die richtige Logik dieses Gedankens einleuchten und Sie sehen, hochverehrte Anwesende, daß unsere Hoffnungen nicht auf nebelhaften Theorien, sondern auf sicheren experimentellen Thatsachen beruhen, die wir wohl berechtigt sind auch in der menschlichen Therapie zu verwerthen. Das letzte Wort über die Serumtherapie der Diphtheritis kann freilich nur die Erfahrung am Krankenbett sprechen. Bevor ich jedoch darauf eingehe, was diese Erfahrung uns bis jetzt gelehrt hat, gestatten Sie mir, in Kürze Ihnen die Gewinnung des Heilserums zu beschreiben.

Da es bei der lebhaften Nachfrage nach dem Diphtherieheilserum darauf ankommt, beträchtliche Mengen dieses kostbaren Saftes zu gewinnen, so eignen sich nur große Thiere, wie z. B. Pferde, denen man unbeschadet große Blutmengen entziehen kann, zur immunisirenden Behandlung. Ich habe Ihnen schon eine Methode genannt, um das Diphtherietoxin in gelöster Form und frei von Bacillen zu gewinnen. Es geschah durch Filtration der Bacillencultur. Von dieser Toxinlösung werden anfänglich kleine Mengen gesunden kräftigen Pferden unter die Haut gesprizt. Die Thiere bekommen dadurch Fieber und nach der Ueberstehung desselben findet sich in ihrem Blut eine bestimmte Menge des Schutzstoffes. Dadurch werden die Thiere in den Stand gesetzt, eine zweite Injection einer größeren Menge des Toxins zu ertragen, durch welche eine entsprechend vermehrte Production der Schutzstoffe erzielt wird. Die Einsprizungen werden so lange

fortgesetzt, bis das Blut der Thiere einen genügenden Reichthum an Schutzstoffen besitzt, was etwa in 4—6 Monaten nach ca. ebensoviele Toxinjectionen erreicht wird. Nun wird dem immunisirten Pferde durch Aderlaß eine größere Blutmenge entzogen, das Blut in sterilisirten Gefäßen aufgefangen und in den Eisschrank gestellt, bis es geronnen ist. Das ausgeschiedene klare Serum wird abgeschöpft, mit $\frac{1}{2}\%$ Carbonsäure versetzt, um es haltbarer zu machen — und das Diphtheriemittel ist fertig.

Von diesem sogen. Diphtherie-Heilserum genügen nach der Angabe Behring's, seines Erfinders, 10 Ccm., also etwa ein Dessertlöffel voll, unter die Haut gespritzt, um ein Kind, das an Diphtherie erkrankt ist, zu heilen. In Deutschland sind gegenwärtig mehrere große Droguenfabriken mit der Herstellung dieses Heilserums unter ärztlicher Controle beschäftigt und auch in Rußland wird es wohl nicht lange bis zur Eröffnung einer Anstalt zur Gewinnung des Heilserums dauern.

Wird nun ein Kind oder ein Erwachsener von der Diphtheritis befallen, so kommt es darauf an, das Serum so bald als möglich anzuwenden. Man spritzt die nöthige Dosis unter die Haut und wartet den Erfolg desselben ab. Selbstverständlich dürfen dabei die übrigen, bisher üblichen Maasregeln, wie Reinhaltung und Desinfection des Mundes und Rachens, gute passende Nahrung, Ueberwachung des Fiebers u. nicht vernachlässigt werden.

Besondere Störungen werden durch die Einspritzung in der Regel nicht verursacht; sie ist nicht schmerzhaft und sehr leicht auszuführen.

Die Wirkung des Serums soll sich nun nach den Angaben Behring's und Roux darin äußern, daß das Fieber sehr bald sinkt und oft schon nach 24 Stunden ganz nachläßt; damit zugleich wird der ganze Zustand des Kranken besser und leichter, die Benommenheit schwindet, der Puls wird kräftiger und die Hände und Füße werden warm, wenn sie früher kalt waren. Die Kräfte kehren wieder und der Patient gewinnt das hoffnungsvolle Aussehen des Genesenden. Auch die örtlichen diphtheritischen Beläge und Ausschwüngen verbreiten sich nicht mehr, sondern werden von frischrother Schleimhaut begrenzt und wenn auch die

Bacillen im Inneren der weißen Massen noch fortbestehen, so haben sie doch offenbar die Macht verloren, weiter in die Umgebung überzugreifen. Allmählich werden die Beläge dünner und indem das gesunde rothe Gewebe von allen Seiten siegreich gegen dieselben vordringt, werden sie kleiner und schwinden in einigen Tagen ganz. Wir können mit einem Wort sagen, daß durch die Einspritzung des Heilserums ein eben solcher Umschwung zum Besseren eingeleitet wird, wie wir ihn auch bei der natürlichen Genesung leichter Fälle beobachten.

Da sich die günstige Wirkung des Heilserums durch keinerlei plötzliche und überraschende Erscheinungen zu erkennen giebt, so sind wir natürlich nicht im Stande, im einzelnen Falle zu beweisen, daß der Kranke dem Serum seine Heilung verdankt und ohne dasselbe sicher gestorben wäre. Ein directer Beweis für die Heilskraft des Serums läßt sich daher aus dem günstigen Verlauf der einzelnen Erkrankung nicht erbringen, denn auch in den scheinbar verzweifeltsten Fällen können natürliche Genesungen ohne das Serum erfolgen, wenngleich das leider nur selten geschieht. Will man daher über die Erfolge der Serumtherapie zur Klarheit gelangen, so kann das nur mit Hülfe der Statistik geschehen. Wenn wir z. B. feststellen, daß in einer Epidemie unter 100 mit Serum behandelten Kranken durchschnittlich 20 sterben und in derselben Epidemie unter denselben Verhältnissen von weiteren 100 Kranken, die nicht mit Serum behandelt worden sind, 45 der Krankheit erliegen, dann haben wir das Recht, zu behaupten, daß unter den mit Serum behandelten Kranken 25 durch dieses Mittel gerettet worden sind. So stützen sich denn auch alle Anhänger der Serumtherapie auf ihre statistischen Erfolge. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen einige solche statistische Daten vorzulegen.

Vom 30. September bis zum 24. November vorigen Jahres haben alle Berliner Krankenhäuser die Mehrzahl ihrer Diphtheriekranken mit Serum behandelt und wenn man diesen Zeitraum mit den entsprechenden Zeitabschnitten der vier vorhergehenden Jahre vergleicht, so findet man, daß von 1890—1893, wo das Serum noch unbekannt war, etwa 38—43% der in den Hospitälern an Diphtheritis Behandelten gestorben sind. Im J. 1894 dagegen, wo das Serum zur Anwendung kam, beträgt die Todes-

ziffer nur 18—19%. Ferner: in Paris hat Roux (gemeinsam mit Martin und Chaillon) vom 1. bis 24. Sept. 1894 im „Hôpital des enfants malades“ 300 Fälle mit Heilserum behandelt, von denen 78, d. h. 26% gestorben sind, während früher unter den gleichen Bedingungen 50% der Krankheit erlagen; ferner hat Moizard im Pariser „Spital Trousseau“ 301 Fall mit Heilserum behandelt und von diesen Kranken nur 15% verloren, während sonst in den Jahren vorher die Mortalität stets um 50% betrug. Endlich: in Wien, wo im „Kronprinz Rudolf Kinderspital“ früher stets 34—44% aller diphtheriekranken Kinder dahingerafft wurden, starben von 100 mit Serum behandelten Kinder nur 24.

Was lehren uns nun diese Zahlen? Dürfen wir auf Grund derselben sagen, daß das Serum in der menschlichen Diphtherie ein eben so zuverlässiges Heilmittel ist wie im Thierexperiment? Daß ist leider nicht der Fall. Zwar zeigen die Tabellen, daß das Mortalitätsprocent in den Hospitälern unzweifelhaft durch das Serum um ein Bedeutendes herabgesetzt worden ist, allein auch in den günstigsten Statistiken sterben von 100 Kindern noch immer etwa 15. Es ist also ersichtlich, daß beim Menschen von einer so unbedingt zuverlässigen Heilwirkung nicht die Rede sein kann, wie Behring es nach seinen Thierversuchen erwartete. Woher nun dieser Unterschied? der Hauptgrund liegt wohl darin, daß die Diphtherie des Menschen nicht immer eine reine Infection mit Diphtheriebacillen ist, sondern oft durch andere Bacterien complicirt und gleichsam verunreinigt wird. Ich habe schon erwähnt, daß in den diphtheritischen Ausschwüngen sich eine reine Saat von Diphtheriebacillen nur in den ersten Krankheitstagen findet; untersucht man die Rachenbeläge dagegen später, so finden sich fast stets auch andere Mikroorganismen, Entzündungs- und Eiterbacterien, die schließlich so stark wuchern können, daß sie die Diphtheriebacillen förmlich erdrücken. Gerade in den schlimmsten Fällen findet man die größten Mengen dieser secundär hinzugekommenen Krankheitserreger. Das sind die Fälle der sogenannten septischen Diphtherie, die wir als Mischform der reinen Diphtheritis mit dem böartigen Eiterfieber bezeichnen können. Das Heilserum vermag nun aber nur das Gift der specifischen Diphtheriebacillen unschädlich zu machen, gegen die Eiterkokken und

deren Toxine ist es ohnmächtig, und darum ist es wichtig, das Heilserum anzuwenden, bevor noch die Citerbakterien Zeit gehabt haben, sich in den Ausschwüngen niederzulassen und die reine Diphtheritis in jene Mischform umzuwandeln.

Alle Aerzte, die größere Erfahrungen haben, stimmen deshalb darin überein, daß die Serumtherapie desto günstigere Erfolge hat, je früher mit der Behandlung begonnen wird. In Berlin z. B. starben von 69 Kindern, die das Serum in den ersten 48 Stunden der Erkrankung erhielten, nur 2, d. h. 3^o/_o; von 29, die das Serum am 3. Tage erhielten, starben 4, d. h. 14^o/_o. Von den am 4. Tage behandelten starben 23^o/_o, von den am 5. Tage behandelten starben 43^o/_o.

Wir wollen also nicht Unmögliches verlangen und uns zufrieden geben, wenn wir sagen können, daß das Heilserum, wenn auch nicht immer und unbedingt, so doch in vielen Fällen das Leben unserer Kinder zu retten vermag. Und hierfür scheinen die bisherigen Erfahrungen wohl zu sprechen. Freilich ist gegen die Berliner Statistik ein gefährlicher Einwand erhoben worden: man hat ausgerechnet, daß, obgleich die Sterblichkeitsziffer in den Berliner Hospitälern durch die Anwendung des Serums auf die Hälfte verringert worden ist, dennoch die Zahl der Todesfälle in der ganzen Stadt, verglichen mit den früheren Jahren nicht abgenommen hat. Trotzdem also in den Berliner Krankenhäusern nahezu tausend Diphtheriekranke mit Serum behandelt worden sind, ist diese Therapie doch auf die Gesamtsterblichkeit der Stadt ohne Einfluß geblieben. Es scheint also, daß die Verringerung der Hospitalsterblichkeit nicht lediglich dem Heilserum zu verdanken ist, sondern wenigstens zum Theil dem Umstand zugeschrieben werden muß, daß in der Periode des Heilserums eine große Menge leichterer Erkrankungen, die sonst zu Hause geblieben und dort auch ohne Serum genesen wären, nun in die Hospitäler gebracht wurden und hier die Statistik des Heilserums mit glücklichen Erfolgen bereicherten.

Thatsächlich sind in der Serumperiode vom 30. September bis zum 24. November in den Berliner Hospitälern 712 Diphtheriekranke aufgenommen worden, während in denselben Zeiträumen der vorhergehenden Jahre nur etwa 450 Kranke Auf=

nahme suchten, ohne daß die Epidemien damals schwächer gewesen wären, als in diesem Jahr. Sollten nicht ähnliche Bedenken gegen die Pariser und Wiener Erfahrungen erhoben werden können? ich gestatte mir darüber kein Urtheil. Sicher erscheint mir nur, daß trotz der angeführten großen Zahlen noch weitere Erfahrungen gesammelt werden müssen, um die theoretisch und practisch gleich wichtige Frage nach den Erfolgen der Serumtherapie endgültig zu entscheiden. Gefahren sind mit derselben nicht verbunden; ab und zu geschieht es freilich, daß nach der Einspritzung des Serums leichte Nesselausschläge oder Nierenreizungen sich einstellen, doch kommen diese Störungen gegenüber den Tausenden von Einspritzungen, die schon ohne üble Folgen ausgeführt worden sind, nicht in Betracht.

Es wäre mir leid, wenn ich durch dieses „non liquet, die Frage schwebt noch,“ Ihre Hoffnungen mehr als gebührllich entmuthigt hätte. Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß in diesem Urtheil immerhin die Aufforderung enthalten ist, das Serum so oft wie möglich und so früh wie möglich anzuwenden.

Ich eile zum Schluß. Nur eine Frage muß ich noch kurz berühren, die sich Ihnen gewiß schon im Laufe unserer Unterredung aufgedrängt hat.

Wenn wir Thiere durch das Serum immunisiren können, sollte das nicht auch beim Menschen möglich sein? benutzen wir doch die Schutzimpfung gegen die Pocken mit gutem Erfolge. Bei der Diphtherie liegen die Dinge aber doch anders; während die Pockenimpfung einen lebenslänglichen oder wenigstens jahrelangen Schutz verleiht, dauert die Immunität, die durch das Diphtherieserum erzielt werden kann, höchstens 4—6 Wochen, weil die dem Körper einverleibten Schutzstoffe hier sehr bald wieder ausgeschieden werden. An eine obligatorische Diphtherie-Schutzimpfung ist schon aus diesem Grunde nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß die Vorstellung, als würden in Zukunft die Menschen des 20. Jahrhunderts sich hunderterlei Schutzstoffe gegen alle möglichen Infectionskrankheiten einimpfen, Ihnen wohl eben so wenig anmuthend erscheinen dürfte, wie mir. Wohl aber empfiehlt es sich vielleicht, die Schutzimpfung in solchen Fällen zu benutzen, wo in einem Hause die Diphtheritis aus-

gebrochen ist und es darauf ankommt, die Geschwister, Eltern und Hausgenossen vor der Ansteckung zeitweilig zu schützen. Die Immunität läßt sich durch viel kleinere Serumgaben erreichen, als die Heilung der schon entwickelten Krankheit und begegnet keinen practischen Schwierigkeiten. Ueber die Erfolge solcher Schutzimpfungen liegen freilich erst so wenig Erfahrungen vor, daß ihr Werth sich nicht beurtheilen läßt.

Behrte Anwesende! wir sind so glücklich, in unserer Stadt nur selten durch diphtheritische Erkrankungen in Schrecken gesetzt zu werden. Wo es doch geschieht, da ist jetzt mehr denn je die schleimige Hilfe des Arztes geboten. Die Erfolge, welche wir durch die neue Behandlung erreichen können, hängen daher zum Theil auch von der Achtsamkeit der Eltern ab, die, ohne sich durch unnütze nervöse Angstlichkeit anfechten zu lassen, doch stets für das Wohlsein ihrer Kinder ein aufmerksames Auge haben und ihren Arzt lieber zu früh als zu spät zu Rathe ziehen sollen.

Die moderne medicinische Wissenschaft kann sich der schönsten Entdeckungen, insbesondere auf dem Gebiete der Infectionskrankheiten, rühmen. Jetzt ist sie auf dem Punkte angelangt, wo ihr theoretisches Wissen mit aller Macht dahin drängt, sich in practisches Können umzusetzen. Wo das mit solcher Besonnenheit und auf so guter wissenschaftlicher Grundlage geschieht, wie in der Frage, deren verschlungene Wege Sie heute mit mir durchschritten sind, da hat der Laie wohl alle Ursache, vertrauensvoll sich ihrer Führung zu überlassen.

Dorpat, den 8. Februar 1895.

Prof. Dr. Karl Dehio.



Audienz der livländischen Deputirten

beim Kaiser Nicolai I. am 28. Februar 1846*).

(Aus den Aufzeichnungen des weil. Landraths R. S. L. v. Samson.)

Am 28. Februar um 12 Uhr hatte die Audienz bei Sr. Kaiserlichen Majestät statt. Anwesend waren Se. Kaiserliche Hoheit der Thronfolger, die General-Adjutanten Graf Pahlen, Baron Meyendorff, Baron Lieven und der Minister des Inneren Wirklicher Geheimrath Perowsky; der liv-, est- und kurländische General-Gouverneur (Golowin) stellte die Deputirten vor. Die Vorstellung begann mit dem Landmarschall von Lilienfeld, darauf folgte ich, der Landrath Dettingen, Baron Molden und Baron Foelkersahm. Ehe er (Golowin) mich nannte, sagte der Kaiser: „Ein Bekannter, Samson!“ Nach beendigter Vorstellung fragte der Kaiser, ob wir ihn russisch, französisch oder deutsch reden hören möchten. Kaum hatten wir zu erkennen gegeben, daß die deutsche Sprache uns die geläufigste sei, als er auch deutsch begann und zum Eingang äußerte: wir möchten der Fehler, die er in dieser Sprache etwa machen könnte, nicht achten. Hierauf setzte der Kaiser geläufig und mit viel logischer Ordnung, ernst aber doch wohlwollend und mit sonorer Stimme auseinander: wie ihm das Mißtrauen, das man in Livland gegen die Staatsregierung äußere und die daraus erwachsenen Besorgnisse, nach

*) Von den vorliegenden Aufzeichnungen ist der erste Theil in den „Zivl. Beiträgen“ (Bd. 2 Heft 2) bereits abgedruckt, während die weiteren Tagebuchblätter, die von der geheimen Unterredung des Landmarschalls mit dem Kaiser und von der Audienz beim Thronfolger, dem Großfürsten Michael und der Großfürstin Helene handeln, unseres Wissens bisher nicht publicirt worden sind. Die Red.

allem wie sich dieselbe gegen die Provinz von jeher erwiesen, höchst befremdlich seien. Die besonderen Rechte und Privilegien, welche Livland von Peter dem Ersten und seinen Nachfolgern erhalten, habe er immer vor Augen gehabt und geachtet; sein Nachfolger (auf ihn hinweisend) werde ein Gleiches thun, dafür stehe er. Zu desto größerer Befestigung seien diese Rechte und Privilegien in besonderen Gesetzbüchern zusammengestellt. Wenn Livland, seit 130 Jahren Rußland angehörend, von dieser Gesinnung hinlängliche Beweise habe und seiner eigenen Gesinnung im Laufe seiner 20jährigen Regierung sich habe versichern müssen, so seien solches Mißtrauen und solcher Zweifel um so auffallender. Er könne nichts eifriger wünschen, als daß dieser Zustand der Unruhe und Bewegung, welchen die Staatsregierung durchaus nicht veranlassen wolle, noch veranlaßt habe, ein Ende nehme und die gute Ordnung und Treue, welche Livland immer ausgezeichnet habe, nach wie vor Platz greife. Der Kaiser hielt hier inne und schien, gegen mich während der ganzen Rede gewandt, eine Antwort zu erwarten. Im Begriff etwas zu sagen, begann der Landmarschall das Wort zu nehmen. Der Kaiser wandte sich gegen ihn mit den Worten: „Sprechen Sie; was haben Sie zu sagen?“ Und mir sagte er: „Reden Sie nachher.“ Der Landmarschall constatirte hierauf, daß der livländische Adel, der sich immer dankbar gegen das Kaiserhaus erwiesen habe, nicht anders, als in diesen Gesinnungen fortfahren könne und nur bitte, bei der Allerhöchst angeordneten Commission sich über die Verhältnisse der Provinz aussprechen zu dürfen. „Thun Sie das in allen Beziehungen und ohne Rückhalt,“ erwiederte der Kaiser, „und was haben Sie zu sagen?“ fragte er mich. „Nur unterthänigst zu danken, für die gnädige Aeußerung und dafür, daß Se. Majestät dem Adel huldreich gestatten, an der Ausführung Seiner wohlthätigen Absichten theilzunehmen.“

Nun fuhr der Kaiser, erklärend, daß er sich französisch bequemer ausdrücke, in seiner bisherigen Anrede fort: Ihm scheine, daß in doppelter Beziehung die Verhältnisse in Livland zurechtgestellt werden müßten. Die Bauerverordnung von 1819, welche nach den Ansichten und Meinungen des Adels selbst zu Stande gekommen sei, habe seither nicht die guten Früchte ge-

tragen, welche der Kaiser Alexander von ihr erwartet habe. Im Gegentheil habe sich der Zustand der Bauern wesentlich verschlimmert. Jetzt und nachdem unlängst ein besonderes Comité zur Berichtigung und Vervollständigung der Bauerverordnung von 1819 errichtet gewesen, sei es die Sache der Staatsregierung, selbst ein Einsehen in die Angelegenheiten der livländischen Bauern zu nehmen und nicht die Ansichten und Vorschläge des Adels als alleinige Grundlage gelten zu lassen. Was in dieser Beziehung die Meinung der Staatsregierung sei, werde der Minister des Innern in näheren Vortrag bringen. Die Commission, welche gegenwärtig angeordnet sei, habe nun über die zu nehmenden Maßregeln sich zu verständigen und den Zustand der Bauern auf solche Basis zu stellen, daß zwischen ihnen und den Gutsbesitzern ein wechselseitiges Verhältniß des Friedens, der Liebe und des Vertrauens sich befestige.

Hierauf ging der Kaiser über zu den religiösen Wirren in Livland. Er sei überzeugt, sagte er, daß diese Wirren keine eigentlich religiöse Tendenz haben, sondern nur eine Folge der gedrückten Lage seien, in welcher sich die livländischen Bauern befinden. Sie suchen irgend wo und irgend wie Hülfe. Von der Staatsregierung, welche für kein Glaubensbekenntniß der christlichen Religion Partei ergreife — sei der Prosolytenmacherei durchaus kein Vorschub geleistet; sie wolle nur, daß Jeder seiner religiösen Ueberzeugung ungehindert folge und darnach sein Glaubensbekenntniß ablege. Ein redender Beweis davon, wie die Staatsregierung auf diesen obersten Grundsatz allgemeiner Duldsamkeit halte, sei der Erlaß des Befehles, daß die förmliche Aufnahme in die griechisch-russische Kirche erst sechs Monate nach erklärtem Uebertritt stattfinden solle. Nicht aus Ueberzeugung und nach erwiesenen Thatsachen habe er den früheren Bischof Trinarch aus Riga entfernt, sondern auf die bloße Vermuthung hin, daß er in seiner amtlichen Wirksamkeit zu weit gegangen sei und die gesetzlichen Maße überschritten habe. Er müsse gestehen, daß die Zahl der Uebergetretenen alle Erwartungen übertroffen habe; daher sei in Anschauung ihrer auch nichts vorbereitet, selbst an russischen Priestern fehle es, die ihm nicht vom Himmel (des nues) fallen könnten. — Außer dem ökonomischen Druck,

welchen der livländische Bauer erfahre, habe an dem Leichtsinne, mit welchem er bei dem Confessionswechsel zu Werke gehe, einen wesentlichen Antheil auch der Mangel an priesterlicher Vorsorge und die Stellung, welche die lutherischen Prediger den Bauern gegenüber einnehmen. Sie sind mehr bedacht auf gemächliches Leben, als auf die Wahrnehmung ihres geistlichen Amtes; sie rangiren sich unter die Gutsbesitzer und haben von dieser Höhe herab sich ihren Pfarrkindern entfremdet. Ganz anders verhalte es sich mit den lutherischen Predigern in Finnland, wie er sich durch eigenen Augenschein in jüngeren Jahren noch überzeugt habe, das seien Landprediger (*curés des paroisses*) und Lehrer des Landvolkes im eigentlichen Sinne des Wortes; kein einziges Beispiel sei anzuführen, daß je ein finnländischer Bauer zur griechisch-russischen Kirche übergetreten sei, und fände nicht jene Entfremdung zwischen den livländischen Bauern und ihren Predigern statt, ja wären nicht auch Zerwürfnisse in der lutherischen Kirche, selbst durch das, freilich in guter Absicht, gestattete Heranziehen der Herrnhuter entstanden; so würde auch in dieser Beziehung die Ruhe der Provinz nicht gestört worden sein.

Der General-Adjutant Baron Meyendorff, zugleich Präses des General-Consistoriums, erbat sich die Erlaubniß zu bemerken, daß den lutherischen Predigern in Livland ein gutes Zeugniß in Betreff ihrer Amtsführung nicht zu versagen sei; ein jeder von ihnen thue und leiste nach Gewissen, was in seinen Kräften liege. Das würden die anwesenden Deputirten bezeugen.

Nachdem die Deputirten sich mit dem Baron Meyendorff hierin einverstanden erklärt hatten, warf der Kaiser die Frage auf, woher denn, wenn dem also sei, in Estland und Kurland alles ruhig sei und keine Volksbewegung sich spüren lasse? Diese Frage ward von den Anwesenden, General-Adjutant Graf Pahlen, Baron Meyendorff und Baron Lieven ausweichend oder vielmehr garnicht beantwortet. Der Baron Lieven ließ bei dieser Gelegenheit einige Worte von der großen Ausdehnung einiger Kirchspiele in Livland fallen und erwähnte der daraus entstehenden Schwierigkeit, daß die Prediger dieser Kirchspiele sich einer specielleren Seelsorge bei so zahlreichen Gemeinden unterziehen könnten; daher denn auch eine besondere Commission sich mit diesem Gegenstande beschäftige.

Der Kaiser kam nun wieder auf den gedrückten Zustand der livländischen Bauern zurück und auf die Nothwendigkeit, ihnen eine dauernde und wesentliche Erleichterung zu verschaffen. Der General-Adjutant Graf Pahlen nahm hierauf Veranlassung zu äußern, daß die unlängst Allerhöchst bestätigten Ergänzungsartikel zur Bauer-Verordnung von 1819 erst im November 1845 publicirt worden seien und deren Wirkung abzuwarten sein möchte, zumal Seine Kaiserliche Majestät selbst an den Landtag die näheren Bestimmungen verwiesen habe¹⁾. „Ja, das glaubst Du“, sagte der Kaiser etwas ernster; „glaubst Du denn, daß dieses genüge? Und giebst Du nicht zu, daß gegenwärtig schon entsprechendere Anordnungen getroffen werden müssen? Freilich habe ich jene Bestimmungen bestätigt, weil sie unter Theilnahme des Adels mir vorgestellt wurden und ich mich auf seine Ansicht verließ. Uebrigens sind wir alle keine Engel und jeder von uns ist Irthümern unterworfen. Allein es zeigt sich, daß man mehr thun müsse.“

Der Graf Pahlen erläuterte hierauf, daß der livländische Bauer in seinen Leistungen weit besser gestellt sei, als der estländische und kurländische, der Baron Meyendorff bestätigte diese Aeußerung in Bezug auf Estland und — ich glaube — Baron Lieven auch in Bezug auf Kurland. Da schienen mir aus dem Munde des Kaisers die Worte zu entschlüpfen: *Détestables tyrans!* ohne, daß jedoch in Wort und Miene sich irgend ein Unwille verrieth.

„Wann wird die Commission ihre Arbeiten beginnen?“ fragte hierauf der Kaiser den Minister des Inneren, der bis jetzt stummer Zeuge der Unterredung gewesen war. Der Minister-College, antwortete er, sei beauftragt worden, einen vergleichenden Auszug aus den seit 1804 ergangenen Bauer-Verordnungen zu machen, die Commission würde ihre Arbeiten beginnen, sobald dieser Auszug beendet worden.

„Prüfe nun, meine Herren, die Commission alles, was in der Sache Noth thut und bleiben Sie eingedenk der Ihnen gestellten Aufgabe, damit der beabsichtigte Zweck so vollständig

¹⁾ Vergl. „Balt. Mon.“ (1891) Bd. 38, S. 561 f.

„als möglich erreicht werde. Aber noch Eines! Ihre Rechte und Verfassungen stehen unter dem Schutze der Gesetze, unter meinem Schutze. Niemand soll sie antasten. Die Rechte Ihrer Kirche sollen ungekränkt bestehen, wenn ich auch nicht zugeben kann, daß ein Lutheraner, der aus wirklich religiöser Ueberzeugung zur griechisch-russischen Kirche übertreten will, daran gehindert werde. Halten Sie sich nun auch fern von allen fremden Einflüsterungen; bei dem was im Auslande vorgeht, vergessen Sie nicht, daß Sie keine Deutsche, sondern seit 130 Jahren Russen sind. Sehen Sie weder links noch rechts, Sie sind nur Russen, wenn Sie sich auch Kurländer, Estländer und Livländer nennen. Wie viele aus Ihren Provinzen haben sich nicht mit Russinnen ehelich verbunden? Da sind der Meyendorff, die Bahlen, die Ungern, die Maybell und noch viele Ihrer Landsleute, die meine treuen Diener sind und nichtsdestoweniger Ihren Provinzen angehören. Russen sind Sie, wenn auch deutschen Ursprunges; bleiben Sie es denn auch nach Ihren Rechten und Verfassungen, aber seien Sie auch Russen ganz und gar. (Vous êtes de source chevaleresque, restez donc chevaliers selon vos droits et vos institutions, mais soyez aussi des Russes de coeur et d'âme). Und so wird sich denn die Ordnung und alles Gute, das Ihrer Provinz immer eigen gewesen, wieder herstellen.“

Mit diesen Worten und der freundlichen Aeußerung, ihm nicht anrechnen zu wollen, was er auf deutsch Unrichtiges gesagt haben möge, entließ der Kaiser die Deputirten. Die drei General-Adjutanten und der Minister des Inneren blieben bei dem Kaiser und dem Thronfolger zurück. Auf dem Corridor rief's hinter mir: „Gott segne unsere alten Bahlen!“ Ich unterschied nicht, ob dieser Segensruf von dem Landrath Dettingen kam oder von dem Baron Molden.

Dies war der gnädige Empfang der livländischen Deputirten, auf dessen Ausgang das ganze Publikum um so mehr gespannt war, als niemand aus der Umgebung des Kaisers wußte, wie er die Deputirten empfangen, was er sagen würde. Diejenigen russischer Nation, welche den Ostseeprovinzen übel wollten, sollen geäußert haben: „Jetzt kommen Russen und Deutsche unmittelbar vor den Thron und haben ihre Fehde auszukämpfen. Dieser

Alt wird über den Sieger und den Besiegten für lange, wenn nicht für immer entscheiden.“

— — Bald danach erschien der Landmarschall (Wilienfeld), sehr zufriedengestellt von seiner Audienz, die mit einem Händedruck und einem Kuß geendet habe. Wovon die Rede gewesen, erklärte der Landmarschall, dürfe er, auf Allerhöchsten Befehl, nicht sagen, die Bauer-Angelegenheit wäre indeß nicht berührt worden.

— — Ehe noch die anderen Deputirten versammelt waren, sagte mir der Landmarschall, unverkennbar als ein „Stückchen“ der mit dem Kaiser gehaltenen Unterredung, daß man auf die jungen Gemüther in der Provinz einzuwirken und sie aller Extravaganz in Ansichten und Urtheilen zu entfremden habe; daß man von allem „sogenannten“ Deutchthum abscheiden und sich in die Idee der „Einheit des russischen Reiches“ finden müsse; hierin liege die einzige Garantie für die Provinz und für die Erhaltung ihrer Rechte und Verfassungen; wenn auf diese Weise alle offenkundige Opposition vermieden würde, so habe der Adel der Ostsee-Provinzen an dem Kaiser nicht nur seine stärkste, sondern auch einzige Stütze. Mehr dürfe er nicht sagen. — —

Dem Großfürsten Thronfolger wurden sämmtliche Deputirte von dem General-Gouverneur Golowin vorgestellt. Der Empfang war ungemein herablassend und gütig. In alledem, was der Kaiser uns eröffnet habe, liege — sagte der Großfürst — soviel Anerkennung der Verdienste, die sich im Militär wie im Civil der Adel seither erworben, soviel Vertrauen auf die Fortdauer dieser ausgezeichneten Gesinnung, daß es gegen den livländischen Adel selbst sich versündigen hieße, wenn irgend ein Zweifel oder eine Besorgniß in uns aufkommen könnte. Des Kaisers Treue gegen unsere Rechte und Verfassungen, seine Theilnahme an unserer Wohlfahrt werde sich ungeändert auf ihn und auch auf seinen Sohn forterben, wir hätten nichts zu besorgen, selbst nicht bei den Zerwürfnissen, welche der Drang des Landvolkes, zur griechisch-russischen Kirche überzugehen, herbeigeführt habe, und hoffentlich würden sie ein baldiges und zufriedenstellendes Ende nehmen. Die Regierung könne dem Uebertritt des Einzelnen sich nicht entgegenstellen und werde sich nur auf deren Aufnahme beschränken. Nach-

dem er sich noch nach einigen Einzelheiten in dieser Angelegenheit erkundigt, sich unterhalten und dabei z. B. erwähnt hatte, daß es durchaus Agenten habe geben müssen, durch welche das Landvolf so allgemein und in Massen bethört worden; daß es zu verwundern sei, wie man ihnen nicht auf die Spur gekommen sei; daß der ganze Hergang so unerwartet um sich gegriffen, daß man gar keine Vorbereitungen zu treffen im Stande gewesen, indem in ganz Livland bei 14,000 Convertiten kaum acht russische Priester ermittelt werden können und auf solche Weise der religiöse Unterricht und alle geistliche Bedienung ganz darniederliege u. s. w., wiederholte er mit sichtbarer Theilnahme und ansprechendem Wohlwollen die obige Mahnung und entließ uns, dem Landmarschall zum Abschied die Hand reichend.

(Sehr verwunderte er sich, als er erfuhr, daß die Errichtung griechisch-russischer Kirchen auch in Estland beabsichtigt werde, in welchem gar keine Uebergetretenen vorhanden sind. Die ausweichende Antwort des darüber befragten General-Gouverneurs schien ihn wenig zu befriedigen; die von uns gemachte Aeußerung, daß jedes moralische Band zwischen Gutsherren und Bauern aufgelöst wäre, wenn letztere sich einem anderen Glaubensbekenntnisse zuwenden, und daß beklagenswerther Weise die Uebergetretenen, wahrscheinlich eine neue Sekte bildend, allen religiösen Unterricht nun entbehren dürften, schien den tiefsten Eindruck auf den Großfürsten zu machen. Der General-Adjutant Weymarn erzählte später, daß der Großfürst gleich nach der Audienz auf der Parade sichtbar theilnahmslos und in sich gefehrt gewesen sei, was man sich damals nicht hätte erklären können; Tags darauf habe der Großfürst ihn, Weymarn, besucht, von der stattgehabten Audienz gesprochen und über die Auflösung der moralischen Verbindung zwischen Gutsherren und Bauern, sowie über den zu befürchtenden Mangel an allem religiösen Unterricht des übergetretenen Landvolkes, den zu genießen daselbe früher zu gewohnt gewesen, sich sehr ergriffen und betrübt geäußert.)

— — Sonntags am dritten März wurden sämmtliche Deputirten zur Aufwartung bei dem Großfürsten Michail geladen. Der General-Gouverneur Golowin stellte uns vor, der Großfürst erwies sich besonders geschickt, bei der Vorstellung des Einzelnen

ein passendes Thema anzuknüpfen. Den Landmarschall, an dem er das Kulmer-Kreuz und die Feldzeichen von 1812 und 13 sah, befragte er über seinen Militärdienst. Mir sagte er: Meines Namens habe er einen sehr braven Officier, ob er mit mir verwandt sei? „Er ist mein Sohn!“ „Je vous en félicite, il est très brave homme, un officier très solide.“ „Monseigneur, mon fils m'a beaucoup parlé des boutés que Vous daignez lui marquer.“ — „Non, aucunes bontés, mais seulement de la justice, qu'il faut bien lui rendre. Il a assisté aux campagnes en Turquie et en Pologne où se trouve-t-il à présent? u. s. w. Als der Baron Rolcken auf Befragen äußerte, daß er bei Dorpat wohne, sagte er: Die Frauen und die Studenten in Dorpat würden ihm den Krieg machen, weil er ihnen den Professor Walter, der seine Gemahlin mit unerwartet glücklichem Erfolge behandelt, zur Behandlung der Großfürstin so oft entführe. Als der General-Gouverneur bemerkte: Unter solchen Umständen würden die Frauen gewiß nicht schwierig sein, Frieden zu schließen, erwiederte der Großfürst lächelnd: „Das können der Herr General nicht beurtheilen, da Sie nie in Umständen gewesen sind.“ Wie sich die Unterhaltung mit dem Landrath Dettingen anknüpfte, ist mir entgangen. Bei dem Baron Fölkersahn erinnerte er sich seines Vaters, des livländischen Civil-Gouverneurs, als eines Bekannten. Hiermit wurde das Gespräch allgemein, es bezog sich auf Riga und dessen Vergrößerung, auf die städtische Bauart, gleich der in Wien, auf den rigaschen Handel, auf das Leben und Gedeihen der Landstädte, auf den diesjährigen Nothstand der Bauern, auf deren Charakter, auf den Unterschied von den ihnen verwandten finnischen Stämmen um Petersburg u. s. w. Ueberall verrieth der Großfürst viel Gewandtheit und Lebendigkeit des Geistes, bei schneller Auffassung und geistreicher Behandlung der rasch wechselnden Gegenstände des Gespräches. Als er die Deputirten entlassen hatte, kündigte der dienstthuende Adjutant ihnen an, daß die Großfürstin Helene sich vorbehalte, ihnen die Zeit der Aufwartung in diesen Tagen ansagen zu lassen.

Nachträglich ist noch anzuführen, daß das Vorzimmer, in welches die Deputirten vor der Audienz gewiesen wurden, mit lauter Gemälden garnirt war, auf deren jedem russische Soldaten in

verschiedenen Uniformen abgebildet standen. Das übrigens einfache Audienzzimmer war mit Portraits von Generälen angefüllt.

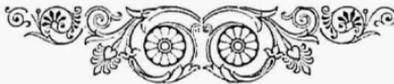
— — Am 4. März um zwei Uhr Nachmittags warteten die Deputirten der Großfürstin Helena auf, ohne vom General-Gouverneur Golowin begleitet oder vorgestellt zu werden. Sie hatte die Gnade zu äußern, daß es ihr lieb sei, mich persönlich kennen zu lernen, da ich ihr dem Namen nach schon bekannt sei. Man kann zum Lobe dieser geistreichen und noch immer lebenswürdigen (man hätte jetzt erwarten sollen: schönen) Frau nicht genug sagen. Sie bezeugte den lebhaftesten Antheil an den Ostsee-Provinzen und äußerte mit soviel Sunigkeit als Milde, daß die Fortdauer dessen, was diese Provinzen immer so vortheilhaft in ihrem Charakter und äußern Verhältnissen ausgezeichnet habe, ihr unverändert am Herzen liege. Darauf ging sie zu den bäuerlichen Zuständen in Livland über, drang mit lebendigster Theilnahme und mit Scharfsinn in manches bezügliche Detail und schloß mit der wiederholten Mahnung, diese gegenwärtige Gelegenheit zu benutzen, um durch menschenfreundliche Bestimmungen Livland auf der seither behaupteten Höhe gegen Rußland zu erhalten. Von den Resultaten der jetzigen Berathung würde mehr oder weniger für die Zukunft die ganze Existenz Livlands, selbst im nächsten Bezug auf den Adel, abhängen. — Der Landmarschall, Landrath Dettingen und Baron Molden — besonders die beiden letzteren — waren sehr wortreich in Darstellung alles Trefflichen, das die 77 Ergänzungsparagraphen enthalten sollten. Der Landrath Dettingen hatte sogar den Muth, zu behaupten, daß in neuerer Zeit sich der Zustand der livländischen Bauern sehr gebessert habe und sie wohlhabender geworden seien. Die Großfürstin schien diesen gewagten Satz überhören zu wollen; vielmehr vermifste sie bei allem, was auch zum Besten der Bauern geschehen sei, das Vorwalten eines durchgreifenden Rechtsprincips, was sich darin hauptsächlich befundete, daß die wohlthätige Organisation nach der Bauerverordnung von 1804 außer Kraft gesetzt und der Bauer seit 1819 vom Landbesitz gänzlich abgeschieden sei. Denn früher sei er dem Wesen nach Landbesitzer, wenn auch nicht Grundeigenthümer gewesen. Meine Bemerkung, daß das Seitherige nicht in jeder Beziehung genüge, man von durch-

greifenden Rechtsprincipien ausgehend, den Bauer durch moralische und geistige Bildung zu der Erkenntniß heranbilden müsse, daß er seinen Stand und seinen Beruf achten lerne — nahm sie beipflichtend auf. „Ich bitte Sie, meine Herren, thun Sie um Ihres eigenen Besten willen, jetzt, im entscheidenden Augenblicke Ihr Möglichstes, und — fügte sie lächelnd hinzu — „auch Sie, Herr von Nolcken, bitte ich darum.“ —

Mit diesen Worten erhob sie sich plötzlich und verließ mit flüchtiger Verbeugung, raschen Schrittes das Gemach. Welch schönes Bild ließ die treffliche Frau von sich zurück!

— — Um ein Uhr zur Sitzung in dem Haupt-Comité angelangt, erhielten wir zu unserer größten Bekümmerniß von dem Herrn von Senjawin¹⁾ die Nachricht, daß der Minister des Innern so schwer erkrankt sei, daß er der Sitzung nicht beizwohnen könne.

¹⁾ Gehilfe des Ministers des Innern.





An die Heimath¹⁾.

Sei mir gegrüßt, mein Heimathland,
Aus weiter, kalter Ferne!
Wie weilt' ich an deinem Bogenstrand,
In deinen Wäldern, so gerne!
Nun aber bin ich fern von dir
Und nimmer wol kehre ich wieder!
So nimm sie denn freundlich zurück von mir,
Im Strauße deine Lieder!

Ich las sie an manchem heißen Tag
Und in manchen nächtlichen Stunden,
Als ich krank und einsam darniederlag
Und nimmer konnte gefunden.
Und rauschen hört' ich das baltische Meer,
Und der Heimath Glocken erklangen, —
Mein Herz schlug höher, der Athem ging schwer,
Und im Fieber erglühten die Wangen!

¹⁾ Das vorliegende Gedicht des Freiherrn Jeannot Emil von Grotthuß, das als Widmung der ersten Ausgabe des „Baltischen Dichterbuchs“ vorangestellt war, ist in der zweiten Auflage des letzteren gestrichen worden. Der Wiederabdruck an dieser Stelle entspricht einem Wunsche des Verfassers und wird gewiß allen unseren Lesern willkommen sein.

Und da wogte es plötzlich im wilden Chor
 Und wallte wie Nebelgestalten,
 Aus ihren Gräbern stiegen empor
 Die Väter, die hohen, die alten.
 Die Fahne voran mit dem Kreuzesbild,
 Die Speere krachten und schwirrten,
 In der Sonne leuchteten Brünne und Schild,
 Und die Schwerter blitzten und klirrten!

Und es tauchen herauf aus dem Nebeldampf
 Die Städte mit Mauern und Zinnen —
 Nicht scheuten um heiliges Gut den Kampf
 Die wackeren Bürger darinnen!
 Und fließen sah ich den goldenen Wein,
 Und Lieder ertönen zum Mahle
 In der Gilbenstube, im trauten Verein,
 Und es kreisen die hohen Pokale! — —

Und ich sinne in weite Fernen hinaus
 Und so heimlich wird mir, so milde —:
 Ich seh' mit den Lieben am Vaterhaus,
 Und der Abend sinkt auf's Gefilde.
 Tief unter mir seh' ich die silberne Fluth
 Durch sanfte Ufer sich winden,
 Ein Kirchlein glänzt in der Abendgluth,
 Und es duften so süß die Linden . . .

Und es dunkelt tief . . . Und mir wird so bang . . .
 Und ich ruf' nach den Theuren, den Lieben,
 Sie schlossen die müden Augen schon lang',
 Und einsam bin ich geblieben!
 Und einsam sinn' ich in stummer Qual
 Und aus Gräbern seh' ich es winken — —
 O Vaterhaus!! O Heimaththal!! —
 Und ich lasse die Blätter sinken

So zieh' ich schon lange in harter Pflicht
 Dahin auf einsamen Wegen,
 Doch vergaß ich Deiner, o Heimath, nicht

Und deiner Blüthen zu pflegen.
O Heimath, halt' Deine Dichter werth
Und ihr holdes Sagen und Singen,
Und mögen nimmer an Deinem Herd
Die alten Lieder verklingen!

O halte fest mit Herz und Hand
Die ewigen Ideale!
Und sei gesegnet, mein Heimathland,
Im sinkenden Abendstrahle!
Und hat Deine Burgen schon Epheu umlaubt,
Mit goldener Liederkrone
Laß schmücken Dein theures, geliebtes Haupt
Von Deinem treuen Sohne!

Seannot Emil Freiherr von Grotthuß.



Briefe des Fürsten Karl Lieven.

Mitgetheilt von Friedrich Bienemann (Freiburg i. B.).

Nachdem des Fürsten Karl Lieven schöpferische Thätigkeit für das baltische Unterrichtswesen durch rund siebenzig Jahre ihre gesegnete Kraft bewährt hat, gehört jetzt sein bedeutsames Wirken einzig der Geschichte an. In ihr aber soll der Name des Mannes, der die Grundlagen der Bildung zweier Generationen unseres Landes gefestigt hat, unvergessen bleiben und möglichst in dem Lichte erscheinen, in dem zu leuchten er verdient. Die sehr nützliche Denkschrift, die der Professor der Kirchengeschichte Dr. Friedrich Busch 1846 unter dem Titel „Der Fürst Karl Lieven und die Kaiserliche Universität Dorpat“ unter seiner Oberleitung dem Gedächtniß des damals vor Kurzem Verstorbenen gewidmet hat, ist unbeschadet ihres Duellenwerthes stark panegyrisch gefärbt; um so unvermittelter und überraschender fällt die nicht eben günstige Charakterzeichnung auf, welche in den Erlebnissen des Geheimraths Peter von Goetze, „Fürst A. N. Galizin und seine Zeit“ (Leipzig 1882), S. 129—178, geboten wurde. Das dritte öffentliche Wort über den Fürsten hat H. Diederichs in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, Bd. 18 (1883), auf Grund der genannten Schriften gesprochen, dabei aber seiner Wirksamkeit als Minister eine Institution zugeschrieben, die allerdings gleich zu Beginn seiner Amtsverwaltung und wahrscheinlich mit seiner aufrichtigen Billigung in's Leben gerufen wurde, deren Gedanke und ausgearbeiteter Plan jedoch, wie schon nach Pirogow's Memoiren in der „Balt. Mntsschr.“ Bd. 39, S. 620 erzählt ist,

dem d. z. Akademiker G. F. Parrot angehört. Am 18. April 1827, ein Jahr vordem Lieven Minister ward, ist Parrot's Vorschlag zur Heranbildung russischer Hochschullehrer für Moskau, Kasan und Charkow unmittelbar dem Kaiser unterbreitet und von ihm nach eingehender eigener Prüfung angenommen worden. Die Ausführung blieb nicht nur infolge des passiven Widerstandes der Universitäten, welchen gerade die Fürsorge galt, sondern auch infolge der einschränkenden Maßnahmen der Regierung weit hinter der vom Kaiser gebilligten Idee zurück. Eine in den letzten Monaten der Lieven'schen Unterrichtsverwaltung, am 20. December 1832, dem Monarchen eingereichte Denkschrift Parrot's zur Erweiterung der Institution der „Professorenstudenten“ bis zum ursprünglich geplanten Umfang, in dem sie erst ihren Zweck vollkommen erfüllen könnte, ist unter dem System Uwarow's unberücksichtigt geblieben.

Als einen Beitrag zur Kenntniß der Verwaltungs-Grundsätze und der Sinnesart wie des Charakters des Fürsten Lieven bin ich in der Lage, eine Reihe von Briefen bekannt zu geben, die er als Curator des Dorpater Lehrbezirks an den Professor G. F. Parrot gerichtet hat; Parrot's Briefe an ihn sind nicht in meiner Hand; von den Lieven'schen Briefen sind einige nicht aufbewahrt, vier andere der Sammlung verloren gegangen; von den 39 vorhandenen durften 14, als für den Zweck nicht erheblich oder in ihrer Kürze unverständlich, ausgesondert werden. Dagegen haben einige Stellen aus den von Busch mitgetheilten Schreiben Lieven's an den Rector G. Ewers Wiederabdruck erfahren. Den Eindruck dieser Zeugnisse und Selbstzeugnisse hervorzuheben, erscheint überflüssig; der Leser wird sich ihm nicht entziehen, und das Charakterbild nicht nur des Schreibers, sondern auch des Empfängers der Briefe vor sich aufleben sehen.

I.

St. Petersburg, den 11. September 1817.

Hochwohlgeborener Herr Collegienrath und Professor!

Wenn ich Ihnen mit letzter Post erhaltenen langen Brief nur kurz beantworte, so suchen Sie die Schuld davon nicht in bösem Willen, sondern einzig in Mangel an Zeit. Damit will

ich nicht sagen, daß ich mehr oder auch nur so viel Geschäfte hätte als Andere; nur, daß mir die glückliche Leichtigkeit, mit welcher Andere arbeiten, fehlt. Hierzu kommt noch die vielleicht tadelnswerthe Eigenheit, daß ich meine Geschäfte nicht durch Andere, sondern wohl oder übel gerne selbst verrichte. Dies die wahrhafte Ursache meiner heutigen kurzen Beantwortung oder wenn ich eine Antwort schuldig bleibe.

Gegen den Druck der Rede des alten Albanus an die Abiturienten habe ich gar nichts, wie wohl ich den früher bemerkten Schluß derselben — als eine gute Lehre für Lehrer, nicht für Lernende — lieber weg oder unschädlich gemacht wünschte.

Daß ich nicht verlangte, Sie sollten von den Gebrechen einzelner Collegen sprechen, lag schon in den Worten meines vorigen Briefes: beantworten Sie sich selbst diese Frage.

Was Ihre Gründe anlangt, die Sie gegen die Examen in lateinischer Sprache in den Wissenschaften anführen, welche mehr in der neueren Zeit und in den lebenden Sprachen sind bearbeitet worden, so sind es dieselben, welche mir damals schon der Herr Professor Ewers mitgetheilt hat und gegen die ich nichts habe. Gültige Gründe laße ich mir gern gefallen, nicht aber ein trotziges Widerstreben gegen Befehle, denen ich sowohl als jeder Dienende sich unterwerfen müssen. Der Soldat und Unterthan kennt und verträgt kein „ich werde den Befehl nicht befolgen.“ Eine solche Sprache hebt alle Ordnung auf und darf nicht geduldet werden, das Opfer sei noch so schmerzlich. Daß dieser oder jener Professor das Latein nicht geläufig zu sprechen verstehen, ist kein gültiger Grund und macht den Befehl weder unnütz noch schädlich. — Nehmen Sie dies ja nicht für wiederholte Vorwürfe, sondern bloß für was es sein soll: schlichte, offene Darlegung meiner unveränderlichen Art zu denken und zu handeln. Uebrigens glaube ich, daß man wohl in allen Facultäten jenem Befehle wird hinlängliche Genüge leisten können, ohne einzelne würdige Professoren in Verlegenheit zu setzen, noch zu verdrängen, und ohne der Würde dieser, noch des Examinationsactus zu schaden. Hiervon mündlich mehr in Dorpat.

Was mich heute besonders treibt, Ihnen unverzüglich zu

schr eiben, ist die Nachricht, die ich Ihnen mit Freuden gebe, weil ich weiß, daß sie Ihnen Vergnügen machen wird: diese, daß unser vortrefflicher Kaiser die Gnade gehabt hat, dem stud. med. Wichmann¹⁾ zu dreijährigem Studium im Auslande 150 Ducaten jährlich zu verleihen.

Da Sie den ersten Gedanken zu dieser Unterstützung Wichmann's hatten, so ist es auch billig, daß Sie der Erste sind, der ihm die angenehme Nachricht von der Erfüllung seines Wunsches giebt. Haben Sie die Güte, meinen Gruß und Glückwunsch an ihn zugleich zu bestellen.

Da ich hoffe, daß in der nächsten Woche spätestens der Befehl wegen der ersten Zahlung nach Riga kommen wird, so kann Wichmann seine Reisezubereitungen wohl schon treffen.

Ihr achtungsvoll verharrender

Graf Lieven.

* * *

II.

St. Petersburg, den 25. September 1817.

S. T.

Wie könnte — wer nur ein Herz hat — man einem solchen Herzen, das so innig, so warm lieben kann, wie Sie Ihren guten, ehrwürdigen Krause²⁾ lieben, sich entziehen, wenn es sich einem hingiebt? Rühme sich dieses Stoicismus, wer da will; ich kann es nicht, ich mag es nicht. Mit Gott, der der Urquell aller Liebe ist, will ich es wagen. Ja, es schwinde alles Fremde hinfort zwischen uns! — Doch, wie werden Sie sich gewöhnen können an die Sprache des Galliläers? Denn soll ich gegen jemand das Fremde fahren lassen, so bekommt er oft diese von der Welt so verachtete Sprache zu hören.

¹⁾ Wichmann, Gottlieb Gottfried, aus Moskau, geb. 1793, theol., med., studirte 1812—17 in Dorpat. War Hausarzt des Generals Strekalow in Petersburg, dann Arzt in Tiflis, starb 1834. Alb. Acad. 786.

²⁾ Krause, Joh. Wilhelm, aus Schlessien, geb. 1757, 1803—28 Prof. der Deconomie und Architectur in Dorpat, starb 1828. Parrot's Schwager und vertrautester Freund. Die im Text berührte Angelegenheit ist die Verleihung einer Urrende in Kurland an Krause.

Nicht Ihr Dank — so ein Meister Sie im Danken auch sind — riß mich hin, denn dieser Dank gebührt nicht mir, sondern Gott, dem ich aus der Fülle meines Herzens für die Gnade danke, daß Er mich zum Werkzeuge einer Wohlthat gebrauchte, die Er dem braven Krause erweisen wollte; aber diese warme, edle Liebe, die Ihrem Herzen diesen Brief abdrang, gewann Ihnen die meinige und preßte mir den Seufzer aus: O Jesus Christus! Du ewige Liebe! öffne diesem Manne, der so lieben kann, die Augen, daß er Deine auch für ihn sich opfernde Liebe in wahren Lichte erblicke, gieb ihm Dich zu erkennen, wie einst Deinem schwergläubigen Jünger Thomas — wie würde sein, reiner großer Liebe fähiges Herz Dich mit glühender Liebe erfassen, und aus diesem um's Gesetz eifernden Saulo würde ein anderer Paulus werden, der mehr für Dich arbeitete, mehr Dir Seelen zuführte, als viele andere Deiner Jünger. Rufe ihn noch in der eilften Stunde in Deinen Weinberg, aus dem Letzten wird er schnell der Erste werden.

Du willst aber zugleich ein demüthiges und sanftmüthiges Herz! — O harte Lehre! die das von Adam her stolze Menschenherz, die das noch stolzere Gelehrtenherz nicht hören kann. — Nur dieses überwunden, Mann von Kraft! und Sie sind mit Ihrem liebevollen Herzen nicht nur nicht fern vom Himmelreich, nein, Sie sind dann mitten drinnen, tausend Anderen, die lange zuvor darauf zupilgerten, schnell vorbei, weit voreilend.

Sie verstanden mich, sagen Sie, bei meinem Danke gegen Gott für unsres Krause Wohl. Von Ihrem Herzen, wie es sich in diesem Briefe ausspricht, bin ich es überzeugt. Nun denn, verstehen Sie mich auch jetzt, so werden Sie fühlen, daß diese Sprache, so fremdartig sie klingen mag, Sprache wahrer Liebe und Achtung ist, und sagt Ihr Herz Ja und Amen dazu, so kann nimmer wieder was Fremdes zwischen uns treten. Nicht weil dies nach meiner Weise sei, Gott behüte! — die ist gewiß wenigstens eben so schlecht als die Ihrige — sondern weil es Gottes Weise ist.

Wollen Sie in diesem Geiste in dem höchst wichtigen Werke — die Hoffnung eines Zeitalters, eine blühende Jugend zu ihrem zeitlichen und ewigen Glücke zum Segen ihrer Zeit-

genossen zu erziehen, dazu ich mich ganz unwürdig berufen fühle, übereinstimmend mit mir wirken, so reiche ich Ihnen meine Hand von ganzem Herzen, und Gott will ich mit Inbrunst danken für einen solchen Gehülfen, und Ihnen, so viel ich kann und vermag.

Mit Ihrem uneigennütigen Sinn und der feinsten Bescheidenheit wollen Sie Wichmann's Glück von sich ablehnen und mir zuschreiben. Nein, mein Lieber! ich laße gern einem Jeden das Seine. Ihnen gab Gott den Gedanken, ich war nur das Werkzeug, Kaiser Alexander Gottes Haushalter, der die Wohlthaten mit frommem milden Herzen spendete.

Nun zu dem, worüber Sie mich mit Recht des Zauderns beschuldigen. Der unglückliche Einfall mit der Regelbahn auf dem Domberge — mit Ihrer gewohnten Raschheit gedacht und ausgesprochen zugleich — hat mir viel zu schaffen gemacht. Wie weh that es mir, den jungen Studirenden, die ich — NB. wenn sie artig, sittig und ordentlich sind — wie meine Kinder liebe und ihnen gern Freude machte, durch eine abschlägige Antwort als ein feindseliger Störer unschuldigen Vergnügens erscheinen zu müssen. Und doch andererseits: auf einem öffentlichen Spaziergange, bei einem lärmenden Spiele eine Menge lebhafter Jünglinge von so verschiedenem Gemüthe, von so verschiedenartiger Bildung, wohl gar mit Pfeifen im Munde, — nein, unmöglich kann ich meine Zustimmung hiezu geben, aus Liebe für die Universität, aus wahrhafter Liebe für die Jünglinge selbst.

Will man die Jugend zum Sinn für Decenz leiten, so muß man sie hüten und sich für alles hüten lehren, woraus so leicht sich Indecenz entwickeln kann oder was sich dazu hinneigt. In Sachen des Gewissens, des Rechts und der Pflicht, da halte ich es mit Ihrem Grundsatz: ich kümmere mich nicht um das Gerede und Glossiren der Menschen, sondern thue, was ich glaube vor Gott verantworten zu können. Nicht so in minder wichtigen Sachen, in Sachen des Schicklichen, des Ueblichen, des Gefälligen. Da achte ich die öffentliche Meinung und trotz ihr nicht, begehre auch nicht, sie nach meiner Laune zu meistern; glaube vielmehr — in allen ihren unschuldigen Forderungen — der menschlichen Gesellschaft, in der ich lebe, es schuldig zu sein, sie nicht zu

ärgeren, sondern mich ihr gefällig zu erweisen. Auch hierin belehret mich die liebe Bibel: „was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.“

Sollte es denn keinen umzäunten Ort geben, wo die jungen Leute eine Regelbahn für sich haben können, ohne sich damit öffentlich zur Schau zu stellen?

Manches hätte ich Ihnen noch über diesen Punkt zu sagen, allein ich bin wohl schon zu weitläufig gewesen. Dies schreiben Sie sich aber selbst zu. Sie haben mir das Herz aufgeschlossen und diesem thut es wohl, frei und ungekünstelt, wie es fühlt, sich aussprechen zu können.

Ihr achtungsvoll ergebener

Graf Lieven.

* * *

III.

St. Petersburg, den 8. October 1817.

Für Ihren letzten freundschaftlichen Brief, für die Nachricht von Ihren beiden ehrwürdigen Eltern und dem Einfluß ihrer Lehren und ihres Beispiels auf Sie danke ich Ihnen herzlich.

Natürlich war es, daß des edelmüthigen, talentvollen Vaters mehr glänzende Eigenschaften das junge, lebhafte, noch verwandte Gemüth des Sohnes mächtig erfassen und mit fortreißen mußten. Wohl Ihnen, daß Gottes weise und unbegrenzte Liebe für Sie durch das Ihm geweihte Herz Ihrer würdigen, frommen Mutter himmlischen Samen in das Ihrige säete! O wie viel verborgene heiße Thränen und Gebete: Vater, laß ihn nicht! mein Heiland, laß mich diesen meinen Sohn, mit Deinem Blute besprengt, einst vor Deinem Throne wiederfinden! mögen die himmlische Saat in Ihrem Herzen vor dem Ersticken bewahrt haben. Auch jetzt noch, schon im wonnevollen Schauen dessen selig, an den sie hier geglaubt hat, flehet die verklärte Mutter gewiß: Herr, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben! höre nicht auf, an das Herz meines geliebten Sohnes zu klopfen, bis er Dir aufthue. Sprich zu ihm, wie einst zu Deinem Phi-

lippe: „So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht? Philippe! wer mich siehet, der siehet den Vater!“ Und floß was Sie mir schrieben — woran ich gewiß nicht zweifelte — aus Ihrem Herzen, so wird, so muß es noch dazu kommen.

Indessen reiche ich Ihnen die Hand zu dem wichtigen Werke, dazu uns Gott berufen und gesetzt hat, und begnüge mich (denn Sie sind nicht Religionslehrer) mit dem, was Gott Ihnen schon gab. — Wer bin ich, daß ich meinen Mitknecht richten dürfte, da ich selbst täglich so vieler Vergebung und Nachsicht bedarf? — Was Sie gütigst mir zuschreiben, könnte mich stolz oder eitel machen, kenne ich mich selbst nicht besser und wüßte nicht, daß ich das Wollen wohl habe, das Vollbringen aber höchst mangelhaft ist. Halten Sie dies ja nicht für falsche oder erlernte Demuth. Gott weiß es, daß es wahrhafte, schmerzliche Ueberzeugung ist.

Auf die Art, wie Sie mir die Anlage der Regelbahn für die Studierenden in Ihrem letzten Briefe vorschlugen, und nach Ihrem früheren Versprechen, daß Sie durch bestimmte Gesetze und Anordnungen, durch ihre eigene Aufmerksamkeit dafür sorgen wollen, daß alles jederzeit sittlich und ordentlich, ohne Anstoß für's Publicum, ohne Unannehmlichkeiten unter sich selbst, dabei zugehe, scheint mir die Sache unschädlich. Einerseits aber innigst besorgt für den guten Ruf der Universität und unserer Studierenden selbst, von denen man — vielleicht noch zu früh — vortheilhafter zu sprechen anfängt, und andererseits mit den Localitäten sowohl als den oft widersinnigen Gewohnheiten der Studenten noch nicht hinlänglich bekannt, habe ich heute die Sache der Berathung des Conseils und dessen Entscheidung überlassen. Fällt diese zu Gunsten der Regelbahn aus, so trage ich zu den größeren Kosten des geschlossenen Zauns, an dem ich schuld bin, hundertfünfzig Rubel B. A. bei, die ich Ihnen hoffentlich bald persönlich überbringen werde.

Sie werden nach Ihrem raschen und entscheidenden Charakter dies zu vorsichtig finden; allein es ist mir strenge Wachsamkeit über Ordnung, Ruhe und Sittlichkeit unter den Studierenden anbefohlen, und ich halte es für heilige Pflicht, allem, was zu der abscheulichen Nothwendigkeit, strafen zu müssen — womit

nicht gespielt werden darf — hinführen könnte, auf alle Weise vorzubeugen.

Sie müssen nun schon so dulden

Ihren aufrichtig ergebene

Graf Lieven.

* * *

IV.

St. Petersburg, den 4. December 1817.

Ihr lieber Brief, gefühlvoller Mann! dieser schöne Abdruck eines lebhaft fühlenden Herzens, ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß Sie ein alter, unübertroffener Professor in der Liebe für unsere studierende Jugend sind, mit dem ich nicht wagen darf mich zu messen, und der, wenn er lernen zu müssen glaubt, meisterhaft belehrt.

O! möchten unsere junge Studierende nur halb mich verstanden haben wie Sie, nur halb gefühlt wie Sie! welchen süßen Hoffnungen würde ich mich überlassen können! — Gott laße es doch gelingen, diese liebe Jugend vor einem schmerzlichen Wahne, vor dem tobenden Unsinn, der die auswärtigen Universitäten verpestet, zu bewahren und sie den doppelten Weg des Christen und des Staatsbürgers — der in Einen zusammenfließt, sobald das Höhere mit Herz und Geist erfaßt ist — väterlich leiten zu können!

Daß Sie mir hierin ein redlicher Gehülfe sein werden, dies laßen Ihr gefühlvolles Herz und Ihre freundschaftlichen Aeußerungen vertrauensvoll hoffen

Ihren aufrichtig ergebene

Graf Lieven.

* * *

V.

St. Petersburg, den 30. Januar 1818.

Lieber Herr Collegienrath!

Es freut mich, daß Ihr — wie Sie sagen — schlechtes Gedächtniß mir Ihren freundschaftlichen Brief verschafft hat.

Daß unser Abschied anscheinend kalt war, kam daher, weil

nicht Parrot von Lieven, sondern die Herren Professores in corpore vom Curator Abschied nahmen und dieser alsdann nicht sein kann, was er will, sondern was die Dienstverhältnisse ihm zu sein gebieten.

Mufeland's Brief erhalten Sie hierbei. Ich habe mir Herrn Dr. Klose notirt, kann Ihnen aber erst in ohngefähr 6 Wochen etwas Bestimmtes über ihn sagen. Länger noch wird es währen, ehe uns die Professur accordiert wird, zu der er berufen werde sollte.

In den bewußten Katechismus¹⁾ habe ich nur flüchtig blicken können und habe noch ein paar anstößige Stellen gefunden. Ich muß aber erst Zeit gewinnen, mit Muße und Bedacht ihn durchzulesen, um bei dieser hochwichtigen Sache keine so übereilte Arbeit zu machen, als meine paar Worte, die ich bei Eröffnung unserer Sessionen den Herren an's Herz zu legen wünschte, die ich im ängstlichsten und schrecklichsten Gedränge flüchtig niederwarf und ohne sie durchlesen zu können, mit dem letzten Punkt nach dem Universitätsgebäude eilen mußte, um Sie alle — was mir höchst unangenehm ist — nicht lange auf mich warten zu lassen. — — —

Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

* * *

VI.

St. Peterßburg, den 26. Februar 1818.

Hochgeschätzter Herr Collegienrath!

— — — Nach den verschiedenen sehr vortheilhaften Zeugnissen über den Herrn Prof. Klose²⁾ habe ich gegen dessen Berufung zu seiner Zeit — wenn nämlich erst die Professur uns zugegeben wird — gar nichts. Mein sehnlichster Wunsch ist es, die vacanten Professuren so schnell als möglich zu besetzen, sobald

¹⁾ Des Generalsuperintendenten Sonntag. Vgl. darüber Göke, Fürst Galizin, S. 141—148.

²⁾ Die Identität des Mannes ließ sich bisher um so weniger feststellen, als der durch ihn zu besetzende Lehrstuhl unter den mehreren geplanten nicht sicher zu ermitteln ist.

es nur mit gründlichen, geschätzten Gelehrten geschehen kann. Und gegen die letzte Hälfte dieses Semesters hofft so glücklich sein zu können

Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

* * *

VII.

St. Petersburg, den 29. März 1818.

Diesen Augenblick, lieber Herr Collegienrath! erhalte ich Ihren letzten Brief vom 24. d. M. und noch sind die beiden vorhergehenden nicht beantwortet. Dem ohngeachtet werde ich mich nicht entschuldigen, denn erstlich ist nichts langweiliger als dies; zweitens werden Sie, wenn Sie mich kennen, wissen, daß ich dies nur versäumte, weil ich Wichtigeres nicht versäumen durfte.

Ihr heutiger Brief verlangt aber schnelle Entscheidung und nichts ist leichter als dies; bin ich in Absicht der gleichen Gehalte der Professoren auch immer noch nicht entschieden, welches das Bessere ist, denn es hat viel für und manches gegen sich. Nachdem aber einmal gleiche Gehalte für Alle erbeten sind, so kann bei Professoren, die früher schon Ordinarii an irgend einer Universität gewesen sind und gerufen werden, gar nicht die Rede von einem kleineren Gehalte sein; noch weniger kann dies bei Pfaff¹⁾ stattfinden, da er früher schon mit allen anderen gleich gestanden hat. Nur bei jungen Leuten, die ihre akademische Laufbahn erst beginnen und man noch nicht kennt, ist diese Vorsicht nothwendig. — Das aber ist sehr nöthig, daß (sie) nicht nach dem Banconotensfuß, sondern nach dem Silberfuß gerechnet werden, wie ich es thue zu 1350 Silberrubel, weil man draußen unseren Cours nicht genau kennt und gewöhnlich zu 4 Rubel berechnet, wir aber jährlich hier nach dem Course die Banconoten erhalten sollen, welches also jährlich abwechseln kann und vermuthlich wird. Bekommt aber jemand nachher einige Rubel

¹⁾ Es galt die übrigens erst 1821 erfolgte Besetzung des durch G. Luths Abgang 1818 erledigten Lehrstuhls der reinen und angewandten Mathematik. Höchst wahrscheinlich handelte es sich um die Wiederberufung des schon 1804—9 als Professor dieses Fachs in Dorpat mit Erfolg erprobten Johann Wilhelm Pfaff, derzeit in Erlangen († dort 1835). Im Sept. 1804 hatte er sich in Dorpat mit Pauline von Patkul vermählt.

mehr, so wird er sich über solchen Betrug nicht ärgern, welches geschieht, wenn umgekehrt der Fall ist. Ich mag immer lieber mehr halten als ich verspreche.

Beigehend muß ich Ihnen von Pfaff nur sagen, daß ich hier von Einigen, die seine Collegia besucht haben, gehört habe, daß er in seinen Vorlesungen sehr confus sein soll, ohngeachtet sie seiner Gelehrsamkeit und übrigen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lassen. Da nun bei einem Professor die Art des Docierens keine Nebensache ist, weil die jungen Leute dadurch mehr oder weniger dabei lernen, so bedauerte ich sehr, daß man einigermaßen gezwungen war, sich mit der Wahl zu übereilen.

Hiermit ist Ihr letzter und erster Brief beantwortet. Schwerer ist der vorlezte wegen Sonntag zu beantworten, und diese Beantwortung, wenn ich nicht Gefahr laufen will mißverstanden zu werden, würde mir mehr Zeit rauben als ich zu veräumen habe. Also nur soviel: als Prediger können Sie, mein Lieber, ihn eben so wenig beurtheilen, wie ich von ihm als vom Gelehrten ein Urtheil fällen darf. Sein Katechismus, den ich nur zum allerkleinsten Theile noch habe durchsehen können, zeugt gegen den Prediger wie er sein soll. Die in Dorpat von mir bemerkte Stelle — von der ich schon damals sagte, daß es nicht die einzige, sondern nur diejenige wäre, die mir eben einfiel — ist bei weitem nicht die wichtigste. Ich schätze Sonntag als Menschen in mancher Rücksicht, als christlichen Prediger kann ich es nicht. Da bedauere ich ihn herzlich, wenn er aus falscher Ueberzeugung, durch die Sophistereien letzter Zeiten geblendet, sündigt; denn ich fühle mich sehr zu ihm hingezogen. Doch ich habe vielleicht schon zu viel gesagt; denn Ihr Brief über ihn und Ihr Urtheil über seinen Katechismus zeigen mir, daß Sie mich nicht verstehen können und daher verdammen müssen.

Seine Erhaltung bei oder Entfernung von seinem Amte ist, Gott Lob! nicht meine Sache, und ich mische mich nie in fremde Geschäfte. Wegen seiner Arrende¹⁾ aber habe ich mit

¹⁾ Wegen der Verleihung des ursprünglich der Universität gehörenden Gutes Colberg als Arrende des Generalsuperintendenten hatte Parrot in Unterstützung des ritterschaftlichen Antrags seit dem 10. August 1805 oft wiederholte, immer fruchtlos gebliebene Bitten an den Kaiser gerichtet.

dem Fürsten gesprochen und er hat mir gesagt, er werde deshalb dem Kaiser unterlegen, woran ich ihn erinnern will, sobald der Monarch wieder hier ist.

Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieben.

* * *

VIII.

St. Petersburg, den 17. Mai 1818.

Hochwohlgeborner, hochgeschätzter Herr Collegienrath!

So sehr ich Ihnen für die Erlaubnis danke, einen oder den andern Ihrer Briefe unbeantwortet lassen zu können, so kann ich doch Ihren heute erhaltenen lieben Brief nicht unbeantwortet lassen.

Erstlich muß ich schnell sagen, daß es mir sehr weh thun würde, wenn Sie meine mehr scherzhafte Bemerkung wegen des Nichtdatirens Ihrer Briefe¹⁾ anders als Scherz genommen hätten, wie Ihre lange Erläuterung darüber mich beinahe fürchten läßt. Ich hätte dessen gewiß nicht erwähnt, wäre mir eben nicht zur Bezeichnung Ihres Briefes, auf den ich antwortete und den ich leider so lange unbeantwortet gelassen hatte, das Datum nöthig gewesen.

Ihre Widerlegung meiner Ansicht wegen der Strenge in Aufnahme der Studenten enthält starke Gründe, die mir schon zu denken gegeben haben und noch viel zu denken machen werden; doch bin ich nicht ganz überzeugt, glaube aber gewiß, daß die bisherige zu große Nachsicht der Universität in diesem Stücke sehr viel verdorben hat und uns jetzt die Sache freilich sehr erschweren wird. Ein Hauptgrund mit, warum reiche und arme Eltern sich scheuten, ihre Kinder die Schulen, Gymnasien und die Universität lange besuchen zu lassen, war die herrschende Irreligiosität und Sittenlosigkeit der jungen Leute auf diesen Anstalten; sie werden sich bald mehr füllen, wenn man erst sicher ist, daß wahre Religiosität und Sittlichkeit in die Stelle getreten sind. Darauf lassen Sie uns ja hinarbeiten.

¹⁾ Es war in der That Parrot's Eigenthümlichkeit, die Datirung seiner Briefe und Denkschriften meist zu unterlassen.

Was Hausmann¹⁾ anlangt, so ist seiner Anstellung als Privatdocent nichts im Wege als einzig die im § 91 enthaltenen Bedingungen. Hätte er gesetzlich promovirt und die dissertatio pro venia legendi öffentlich mit Beifall gehalten, so könnte er sogleich, auch ohne Bestätigung des Textes der neuen Statuten, mit Gehalt als Privatdocent angestellt werden; denn das Geld dazu ist da und die Erlaubniß für Privatdocenten liegt im genannten Paragraph der Statuten.

Da ich mit ziemlicher Gewißheit hoffe, daß Ende Juni oder Anfang Juli wegen der Promotionen eine Entscheidung erfolgen wird, so lassen Sie Hausmann sich nur zum Promotionsexamen rüsten und fertig halten; so kann alles mit Anfang des nächsten Semesters zu Ihrer Zufriedenheit arrangirt sein. Nachzahlung des Gehaltes ist eine mißliche Sache, die ich nicht versprechen kann.

Diese schnelle Antwort wird Ihnen wohl mehr als Worte beweisen, daß es nicht weniger darum zu thun ist, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden

Ihrem aufrichtig ergebenen

Graf Lieven.

A propos! bei der neuen Rectorwahl werden Sie mir wol den Gefallen erweisen, dafür zu sorgen, daß unser G. Ewers gewählt wird²⁾. Sehr bedauere ich, daß die Kränklichkeit unser^s würdigen Giese³⁾ uns nicht erlaubt, ihn länger in diesem schweren Amte zu behalten.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Joh. Mich. Hausmann aus Kurland, geb. 1783, studirte Theologie 1811—13, war nach dem Alb. acad. (Nr. 681) Privat-Doцент der Mathematik und Dr. philos., so daß er die Bedingungen des § 91 erfüllt hat. Vergl. Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau (1875) S. 33.

²⁾ Gustav Ewers war bereits am 15. Mai vom Conseil zum Rector gewählt worden.

³⁾ Ferdinand Giese war 1814 aus Charkow zur Professur der theoretischen und angewandten Chemie nach Dorpat berufen und wirkte bis an seinen Tod 1821.



Die Vereinigung Kurlands mit Rußland.

Von Professor B. Bilbassow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen¹⁾.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1699²⁾ reiste Peter der Große durch Kurland, weilte in Mitau, stieg im Hafen von Libau zu Schiff und fuhr über's Meer. Peter war entzückt von Kurland. Er begriff, weshalb Schweden, Polen und Preußen gierig nach diesem baltischen Winkel ausschauten. In einer Ausdehnung von mehr als 300 Werst vom Meere bespült, im Besitze so natürlicher Häfen, wie Libau und Windau, bewässert von der schiffbaren Düna, bedeckt von Eichenwäldern, erregte Kurland bei Peter dem Großen natürlicherweise

¹⁾ Der nachstehende Aufsatz, welchen Prof. Bilbassow im Januarhefte der Russkaja Starina von diesem Jahre veröffentlicht hat, enthält über den darin behandelten Gegenstand manches Neue und gründet sich vielfach auf bisher unbekanntes und ungedrucktes Material. Da diese Abhandlung viele baltische Leser interessiren dürfte, so theilen wir sie in wortgetreuer Uebersetzung hier mit, nachdem uns in freundlichster Weise die Erlaubniß dazu vom Verfasser ertheilt worden. In einem Nachwort wird sich auf unsere Bitte der genaueste Kenner der in dem vorliegenden Aufsatz behandelten Epoche Kurländischer Geschichte über den Werth von Prof. Bilbassow's Darstellung und die Richtigkeit seiner Ansichten eingehend äußern; von ihm sind auch einige berichtigende Anmerkungen dem Texte hinzugefügt worden, die mit lateinischen Lettern gedruckt sind. Die Red.

²⁾ Nicht 1699, sondern im April 1697, auf seiner grossen Reise nach West-Europa, hielt sich Peter I. in Kurland auf.

einen politischen Appetit, den er zu befriedigen trachtete, bald durch eine Heirath seiner Nichte mit dem Herzog von Kurland (Herzog Friedrich Wilhelm 1710—1711, Sohn Friedrich Casimirs), bald durch Darlehen von Geld gegen Verpfändung herzoglicher Ländereien; und als er starb, gab er noch dem Gedanken von der hervorragenden Bedeutung Ausdruck, die Kurland für die Festigung der Stellung Rußlands an der Ostsee besitze. Den Gedanken Peter I. verstand Katharina II., und hundert Jahre später, ein Jahr vor ihrem Tode, im J. 1795 wurde Kurland mit Rußland vereinigt.

Bereits vor ihrer Thronbesteigung, noch unter Elisabeth Petrowna, sah Katharina mit Schrecken, welchen politischen Fehler ihre nominelle Tante zuließ, als sie einwilligte, den Prinzen Carl von Sachsen, den Sohn des polnischen Königs, (August III. 1733—1763) als Herzog von Kurland anzuerkennen. In diesem Anlaß schrieb die Großfürstin Katharina Alexejewna im J. 1758 Folgendes: „Bei jeder Sache läßt sich nur zweierlei wählen — gerecht zu sein oder ungerecht. Der Eigennutz neigt gewöhnlich zur Ungerechtigkeit. In der kurländischen Angelegenheit erforderte es die Gerechtigkeit, den Kindern Birons zurückzuerstatten, was ihnen nach göttlichen und natürlichen Gesetzen gehörte; wollte man aber eigennützig handeln, so mußte man (was, wie ich gestehe, ungerecht wäre) Kurland nach wie vor ohne Herzog lassen, es von der Gewalt Polens befreien und mit Rußland vereinigen. Ist es zu glauben, daß man einen dritten Weg gefunden, eine vollständig uneigennützigte Ungerechtigkeit begangen hat? Man hat Kurland dem Prinzen Carl von Sachsen gegeben! Damit hat man nur den polnischen König gestärkt, der darnach strebt, die Freiheit der polnischen Republik zu vernichten. Ist wirklich ein despotischer Nachbar für Rußland günstiger, als die glückliche polnische Anarchie, mit der wir schon fertig werden? Will man schon ungerecht sein, dann sei man es doch wenigstens um des eigenen Vortheils willen; in der kurländischen Sache aber finde ich umsoweniger gesunden Sinn, je mehr ich darüber nachdenke¹⁾.“

Die Ernennung des Prinzen Carl zum Herzog von Kurland

¹⁾ Magazin der russ. histor. Gesellsch., VII, 91.

rief sowohl in der Republik Polen als auch im Herzogthum Kurland Unzufriedenheit hervor.

Als Katholik hatte Prinz Karl kein Recht, den Herzogsstuhl einzunehmen — nach den Grundgesetzen Kurlands mußte der Herzog protestantischer, genauer augsburgischer Confession sein. Die kurländische Ritterschaft wählte ihn, in Folge der Erklärung der russischen Regierung, daß, falls Prinz Karl gewählt würde, die früheren Rückstände von den herzoglichen Domänen erlassen werden sollten. Die Verschuldung Kurlands, seine materielle Abhängigkeit von Rußland, veranlaßte viele, sich für den Prinzen Karl zu erklären, aber lange nicht alle, was sich deutlich bei der Abfassung der „Vertragspunkte“, jener *pacta conventa*, zeigte, durch die seine Wahl bedingt wurde. In diesen Vertragsartikeln verpflichteten die Kurländer den katholischen Prinzen, im Herzogthum weder katholische Kirchen noch Kapellen zu bauen, noch der katholischen Geistlichkeit öffentliche Processionen zu gestatten, endlich den Thronerben in augsburgischem Bekenntniß zu erziehen. Die Wahl des Prinzen Karl befreite die Staatsdomänen Kurlands vom Sequester, aber die Vertragsartikel verboten dem Prinzen, über diese Domänen frei zu verfügen: er durfte sie nicht nach seinem Gutdünken in Arrende vergeben; ihm wurde sogar verboten, von Privatpersonen in Kurland Güter anzukaufen. Die Vertragsbedingungen waren äußerst drückend, schwer, fast unmöglich; der Prinz zögerte, solche Bedingungen zu unterschreiben, und die Kurländer weigerten sich ihm zu huldigen.

Die Stärkung der sächsischen Dynastie lag durchaus nicht in den Interessen der polnischen Regierung. Nach der Constitution der Republik bildeten der polnische König und die polnische Regierung zwei verschiedene, nicht selten sogar einander feindliche Größen. Daß der Kurfürst von Sachsen, der Vater des Prinzen Karl, zugleich König von Polen war, das war ein Zufall, der lange nicht von allen Polen als ein glücklicher angesehen wurde. Der polnische Senat sprach sich gegen die Wahl des Sohnes des polnischen Königs zum Herzog von Kurland aus, und der Kanzler von Littauen, Fürst Czartoryski, weigerte sich, dem Herzogsdiplom des Prinzen Karl das Siegel aufzudrücken, ohne welches das Diplom keine gesetzliche Kraft hatte.

Vier Jahre hindurch, von 1758—1762, galt Prinz Karl als vollberechtigter Herzog von Kurland, war es aber nicht.

Als Peter III. den Thron bestieg, trat in der russischen Politik in Kurland eine schroffe Wandlung ein. Der russische Gesandte in Mitau, K. M. Simolin, der unter Elisabeth Petrowna beordert war, „den Prinzen Karl von Sachsen zu unterstützen und die kurländische Ritterschaft seiner Herrschaft geneigt zu machen,“ erhielt jetzt aus Petersburg ein ministerielles Rescript, in dem es wörtlich heißt: „Erklären Sie der Mitauer Regierung und theilen sie der Landesvertretung und überhaupt allen und jedem mit, daß wir es niemals zulassen können, daß ein Prinz katholischen Glaubens den Herzogstitel führe im Widerspruch mit der Grundverfassung des Landes¹⁾.“

Was aber „können wir zulassen?“ Wem wollen wir den Herzogsstuhl von Kurland geben?

Das Urtheil vom 8. April 1741 verfügte, „den gewesenen Regenten“ Biron „mit dem Tode zu bestrafen, zu viertheilen und sein ganzes bewegliches und unbewegliches Eigenthum zu confisciren²⁾.“ Der Regent des russischen Reiches war zugleich Herzog von Kurland; richtete man den Regenten hin, so verschwand auch der Herzog. Aber das Urtheil wurde gemildert: der Regent wurde nach Sibirien geschickt und Biron bewahrte in Pelym und Jaroslawl seine Rechte als Herzog von Kurland, deren er nicht verlustig gegangen war. Im J. 1742 befreite Elisabeth Petrowna Biron aus Sibirien und gestattete ihm, in Jaroslawl zu leben; im J. 1762 berief Peter III. ihn nach Petersburg, wo er als Herzog von Kurland erschien. Allein man ließ Biron nicht nach Mitau und schlug ihm vor, seine Rechte auf Kurland an den Prinzen Georg Ludwig von Holstein abzutreten, „Unseren geliebten Oheim.“ Der Vorschlag glich einem Befehl und Biron war bereit, die Herzogskrone, die er nicht besaß, einzutauschen gegen die Rückgabe aller seiner Privatbesitzungen und die Erlassung aller seiner noch nicht bezahlten Schulden. So wurde als Candidat der russischen Regierung für den Herzogsstuhl von Kurland Prinz Georg von Holstein aufgestellt.

¹⁾ Mosk. Arch. d. Min. d. Ausw. Kurl. Sachen vom J. 1762.

²⁾ Тщтенія der Mosk. Gef. f. Gesch. u. Alt. 1862, I, 39.

Doch damit nicht genug; der Liebling des Kaisers Generaladjutant Gudowitsch mußte nach Mitau reisen, um die Kurländer zur Annahme dieses russischen Candidaten zu bearbeiten. Die Instruction schrieb Gudowitsch vor, den Kurländern zu erklären, daß Prinz Karl als Katholik nicht Herzog von Kurland sein könne und das um so weniger, als ihr „einzig gesetzmäßiger“ Herzog Ernst Johann, d. h. Biron, die volle Freiheit erhalten habe und in seine Rechte treten müsse; den „wohlgesinnten“ Kurländern konnte Gudowitsch eröffnen, daß Biron seine Rechte auf Kurland an den Prinzen Georg abgetreten habe. Außerdem war in der Instruction hinzugefügt: „Wenn Sie unter den Kurländern irgend welche Befürchtungen von Seiten des polnischen Hofes und der Republik bemerken, so können Sie allen und jedem starke Hoffnungen machen auf unsere und des Königs von Preußen Protection und, falls es nothwendig sein sollte, diese Zusicherung auch formell geben; als Gipfel Ihrer Kunst und aller Verdienste würden wir es aber ansehen, wenn es Ihnen gelänge, zu erreichen, daß die Fürstenthümer Kurland und Semgallen, die frei und von Polen blos lehnabhängig sind, im übrigen aber weder Schutz, noch Rechtspflege, noch auch die geringste Hilfe jemals von Polen gehabt haben, sich mit ihrem Herzog unter unsere Protection stellten unter der Garantie Seiner Majestät des Königs von Preußen; die Bedingungen aber können sie aufstellen, wie sie sie selbst haben wollen¹⁾.“

Indem er so Kurland von der Abhängigkeit von Polen befreite, das in Folge seiner Schwäche „weder Schutz, noch Rechtspflege, noch Hilfe“ zu gewähren vermochte, stellte Peter III. Kurland unter die Protection und Garantie Preußens und bereitete dadurch für Rußland in Zukunft bedeutend ernstere Schwierigkeiten, die sich leicht erklären lassen: sie wären gerade um so viel ernster gewesen, als das emporwachsende Preußen dem zerfallenden Polen überlegen war. Prinz Georg von Holstein, Protestant und General in preussischen Diensten, hätte natürlich zu Preußen geneigt, nicht zu Rußland. Preußen war nicht Polen

¹⁾ Mosk. Arch. Kurl. Akten. Instruction vom 2. Mai 1762, Nr. 16, Bl. 82.

und Friedrich II. nicht August III.: der König von Preußen hätte dem Herzogthum wohl „Schutz, Rechtspflege und Hilfe“ zu erweisen vermocht gegenüber den Ansprüchen Rußlands. Gestützt auf den russisch-preussischen Allianztraktat¹⁾ vom 8. Juni 1762, wäre es Preußen überaus leicht gewesen, in Kurland einen Centralpunkt für preussische Ansprüche auf alle Ostseeprovinzen, auf

1) Vollst. Ges.-Samml. Nr. 11566. Die Secretpunkte sind hier nicht gedruckt. Wir fügen den Kurland betreffenden Secretpunkt hier hinzu: „Da es sowohl für Seine Kaiserliche Majestät von Rußland als auch für Seine Königl. Majestät von Preußen nöthig ist, darauf zu achten, daß die benachbarten Fürstenthümer Kurland und Semgallen immer und zu allen Zeiten bei ihrer alten Form und Ordnung, Freiheiten und Privilegien in weltlichen Dingen und in der Religion unter ihrem eigenen Herzog, kraft der Subjectionsverträge mit der Krone Polen und mit Wahrung des Rechtes des polnischen Königs und der Republik, unverletzlich belassen und erhalten werden; desgleichen, daß dem entgegen keinerlei Aenderung im Bestand dieser Fürstenthümer und, was den Nachbarmächten zum Nachtheil gereichen könnte, jemals unternommen werde: so haben sich die Kaiserliche und Königl. Majestät hierdurch gegenseitig verpflichtet, sich gemeinsam zu bemühen, in dieser Weise über die genannten Fürstenthümer zu wachen und sie bei ihren uralten Rechten und Freiheiten in allen Fällen zu vertheidigen und zu erhalten. Da aber Seine Königl. Hoheit Prinz Karl von Sachsen sich geweigert hat, die mit den Ständen des Fürstenthums Kurlands und Semgallens abgeschlossenen Verträge zu ratificieren, weshalb die alte Form und Ordnung dieser Fürstenthümer, ihre Freiheiten und Privilegien in weltlichen Dingen und in der Religion keine Sicherheit haben, und da in Folge dieser Weigerung der gen. Königl. Hoheit Sr. Durchlaucht Herzog Ernst Johann von Kurland wieder in seine früheren Rechte auf die erwähnten Fürstenthümer eingetreten ist, Sr. Durchlaucht jedoch in Anbetracht der Sr. Durchlaucht und seiner ganzen Familie von Sr. Kaiserlichen Majestät von Rußland erwiesenen Gnabenbezeugungen und aus Erkenntlichkeit für dieselben für sich und seine Nachkommen allen Rechten auf die Herzogthümer Kurland und Semgallen vollkommen entsagt und zu Gunsten Seiner Hoheit des Herzogs Georg Ludwig von Holstein-Gottorp gänzlich auf sie verzichtet hat: so haben Seine Kaiserliche Majestät von Rußland, sowie Seine Königl. Majestät von Preußen sich bereit erklärt, Seine Kaiserliche Hoheit von Holstein auf seinen Wunsch in allem nach Möglichkeit entgegenzukommen und haben sich verpflichtet, nicht nur der wirklichen Wahl Seiner Hoheit zum Herzog von Kurland und Semgallen keine Hindernisse zu bereiten, sondern ihn auch in jeder Weise dabei zu unterstützen, namentlich aber gemeinsam und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß zu dieser Wahl Seiner Hoheit von Seiten der polnischen Republik rasch und thatsächlich die Investitur erfolge. Außerdem erklärt Seine Kaiserliche Ma-

Livland und Estland zu bilden. In diesem Falle handelte Peter III. zum Schaden Rußlands¹⁾.

Zum Glück wurde der am 8. Juni von Graf Woronzow und Baron Goltz unterzeichnete Allianz- und Defensivtraktat in Folge des Sturzes Peters III. nicht ratifiziert. Sogleich nach ihrer Thronbesteigung befahl Katharina dem Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, „die Ratification nicht auszutauschen²⁾.“ Fünf Tage nach Katharinas Thronbesteigung, am 2. Juli, berichtete ihr das Collegium: „In Mitau ist dem Minister Simolin befohlen, alle herzoglichen Einkünfte zu sequestrieren, sich allen Anordnungen des Prinzen zu widersetzen und die Kurländer gegen ihn aufzuheben und dem Prinzen Georg geneigt zu machen, welchem Biron alle seine Rechte in formellem Verzicht abgetreten hat, wofür er die Vertröstung auf andere Einkünfte erhalten hat. Auf Grund dieses Ukases sind in Kurland von Simolin bereits die ersten Schritte geschehen und die Dinge unter dem Vorwand der Restitution Biron's, dessen Name bisher allein benutzt wird, in keine geringe Verwirrung gebracht worden. Es wird eine Resolution darüber erbeten — wie man weiter verfahren soll?“

festät, daß er unverzüglich Anordnung treffen wird, daß der erwähnte Herzog Ernst Johann seine bereits früher gekaufte Herrschaft Wartenberg wieder in Besitz nehmen kann.“ Mosk. Arch. Kurl. Akten, vom J. 1762, Nr. 32 Bl. 5. Martens (Recueil des Traités) V, 403.

¹⁾ Ein Autor, der die „Frage des Herzogthums Kurland unter Peter III.“ speciell untersucht hat, gelangte zu folgenden Schluß: „Unsere Politik in der kurländischen Frage während der kurzen Regierungszeit Peters III. mußte entweder zur moralischen Unterwerfung des baltischen Gebiets unter Preußen führen, oder dazu, daß daraus eine besondere deutsche Herrschaft gebildet wurde.“ Schtschebalski, Russkij Arch. 1866, 304. Ein solches Resultat der kurländischen Politik Peters III. nennt der Verf. des Aufsazes „Kurland unter der Regierung Katharinas der Großen“ ein „unzweifelhaftes“ und fügt hinzu: „Der Weisheit und Standhaftigkeit Katharinas, die es verstand, die gierigen Blicke Friedrich II. auf die polnischen Länder abzulenken, danken wir es, daß wir rechtzeitig Preußen zuvorgekommen sind und mit der Einverleibung Kurlands auf der Ostsee jenes Uebergewicht erlangt haben, das dies kleine Herzogthum demjenigen seiner beiden mächtigen Nachbarn geben mußte, der sich zuerst in ihm festsetzte.“ M. Mosso low im Russ. Boten [russ.] LXXXVII, 39.

²⁾ Magazin XLVIII, 8.

Katharina gab folgende Resolution: „Simolin soll sich nicht an die früheren Instructionen halten und unter der Hand die Partei Biron's mehr als die anderer favorisieren¹⁾.“

Die „nicht geringe“ Verwirrung war im Begriff, zu einer recht großen zu werden: im Laufe eines halben Jahres hatte der russische Vertreter in Mitau erst den Prinzen Karl von Sachsen „favorisiert“, dann den Prinzen Georg von Holstein und jetzt den Herzog Biron von Kurland; eine Rolle, die für einen russischen Diplomaten nicht neu, aber sehr wenig beneidenswerth war, und man kann sich nur darüber wundern, daß Simolin in Mitau noch Menschen fand, die auf ihn hörten. Augenscheinlich zeichneten sich die politischen und staatsmännischen Ansichten der Kurländer nicht durch besondere Stabilität aus und Simolin, der vordem für den sächsischen und holsteinschen Prinzen eingetreten war, verkündete nun mühelos die Rechte des Herzogs Biron.

Im J. 1739²⁾ war Biron unter dem Namen Ernst Johann zum Herzog von Kurland erwählt und bestätigt worden: er erhielt ein königliches Diplom von seinem Suzerain, dem König von Polen; die von der Republik Polen ernannten Commissare einigten sich mit ihm über die Lehnbedingungen; er erhielt die übliche Investitur, das Diplom darüber ist mit beiden Siegeln, dem polnischen und litauischen, versehen. Als Biron als Regent des russischen Reichs nach Pelym verschickt wurde und dann in Jaroslavl wohnte, bemühte sich der polnische Hof mehr als einmal um seine Freilassung, indem er in ihm den Herzog von Kurland anerkannte³⁾ mit dem Bemerken, daß er als in russischen Diensten stehend angeklagt war, nicht als Inhaber eines polnischen Lehens.

¹⁾ Ebenda 9.

²⁾ Nicht 1739, sondern 1737, den 15. Juni, wählte die kurländische Ritterschaft Ernst Johann Biron zum Herzog.

³⁾ So ist unter anderem im Beschluß des Senatus-Consiliums im J. 1750 gesagt: „Seine königliche Majestät wird in Rücksicht auf die Gesuche der Senatoren, sowie auch aus eigenem Wohlwollen für den Alldurchlichsten Prinzen Ernst, den Fürsten von Kurland und Semgallen, dem russischen Hofe Vorstellung machen, daß er die Freiheit erhalte.“ Magazin, XLVIII, 430. Die kurländischen Stände sandten sogar im J. 1754 ihren Deputirten v. Gehking mit derselben Bitte nach Petersburg. Cruse, Kurland unter den Herzogen, II, 27. Richter V, 147.

Auf die Gesuche Kurlands und Polens um die Rückberufung Biron's aus der Verbannung befahl Elisabeth Petrowna „formell zu erklären, daß man aus wichtigen Staatsursachen den Herzog Biron und seine Familie niemals aus Rußland entlassen könne¹⁾.“ Indem sie Biron als „Herzog“ titulirte, erkannte die russische Regierung gleichsam an, daß er auch in der Verbannung seine Rechte auf das Herzogthum Kurland bewahrt habe, aber sich ihrer nicht bedienen konnte, da er in Jaroslawl lebte²⁾. In diesem Stadium blieb die Frage bis zum J. 1758, wo auch der russische Hof selbst an Stelle Biron's den Prinzen Karl von Sachsen recommandirte und in feierlichem Akt Karl als Herzog von Kurland anerkannte³⁾. Karl konnte sich mit den Kurländern nicht einigen; nichtsdestoweniger wohnte er in Mitau im Herzoglichen Schloß und man ist, nach einer treffenden Bemerkung Panin's, in der Lage, ihn erst noch „aus Mitau vertreiben“ zu müssen, bevor man Biron dort „einsetzen“ kann.

Erkannten die Kurländer Karl nicht als ihren Herzog an, so konnte ihn auch Katharina nicht anerkennen. Ihr paßt er gar nicht — der Sohn des polnischen Königs auf dem kurländischen Thron konnte ihr nur Schwierigkeiten bereiten, so Polen wie Kurland gegenüber. „Man muß es freilich als unanfechtbare Wahrheit anerkennen, — heißt es im Bericht des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten — daß es den hiesigen Interessen viel mehr entspricht, in so naher Nachbarschaft mit Rußland einen Herzog zu haben, der weder durch seine Persönlichkeit sehr angesehen, noch durch seine Stellung den großen Höfen verbunden ist, sondern durch seine Lage am meisten von dieser Seite abhängt⁴⁾.“ Solch einer war aber eben Biron.

Katharina bestieg den Thron am 28. Juni 1762 und schon sechs Tage darauf, am 4. Juli, wurde dem bevollmächtigten Minister Simolin folgendes Rescript nach Mitau gesandt: „Nachdem Wir den russischen Kaiserthron bestiegen, haben Wir für gut

¹⁾ Magazin, XLVIII, 167.

²⁾ Richter, Deutsche Ostseeprovinzen, V, 140.

³⁾ Sentiment des Colleg. d. ausw. Angel. in dieser „verwickelten“ Sache. Magazin, XLVIII, 167.

⁴⁾ Magazin, XLVIII, 166.

befunden, alle an Sie während der letzten Regierung gesandten Klage über die Sequestrierung der herzoglichen Einkünfte, über den Widerstand gegen die vom Prinzen Karl getroffenen Anordnungen, über die Aufhebung der Kurländer gegen ihn und ihre Gewinnung für den Prinzen Georg hiermit aufzuheben und befehlen Ihnen daher, sich nicht an die Ihnen früher gegebenen Ordres zu halten; inzwischen aber haben Sie unter der Hand die Partei Biron's mehr als die anderer zu favorisieren¹⁾."

Einstweilen bloß „unter der Hand“, zwei Wochen später aber, am 22. Juli, sendet Katharina in's Collegium der auswärtigen Angelegenheiten die eigenhändige schriftliche Bemerkung: „Man soll Herrn Simolin wissen lassen, daß er von Stund an die Partei Herzog Biron's stärker unterstützen soll auf Grund der Gerechtigkeit seiner Ansprüche.“ Andern Tags, am 23. Juli wurde auch ein Rescript in diesem Sinne an Simolin abgesandt. Zwei Tage später, am 26. Juli, geht wieder ein neues Rescript an ihn ab: „Wir befehlen Ihnen, die Partei des erwähnten Herzogs Biron auf's neue bei der Ritterschaft auf's kräftigste zu unterstützen, indem Sie zu wissen geben, daß er, seine Gerechtfame wahrzunehmen, selbst binnen Kurzem nach Mitau kommen wird.“ Ueber einen Tag, am 28. Juli, wird in Anlaß der Absicht des Prinzen Karl, nach Petersburg zu reisen, Simolin vorgeschrieben, „sich in jeder Weise zu bemühen, ihn von der Reise hierher abzuhalten, wenn er aber durchaus bei seiner Absicht verharret und Ihre Rathschläge wirkungslos bleiben, so können Sie ihm unumwunden erklären, daß seine, des Prinzen Karl, Reise hierher uns allerdings einige Unannehmlichkeiten bereiten wird, da wir bereits beschlossen haben, den Plan Herzog Ernst Johann's betreffs seiner gerechten Ansprüche auf Kurland zu unterstützen²⁾“.

Schon im ersten Monat nach ihrer Thronbesteigung, als eine Reihe wichtiger staatlicher Fragen der inneren und äußeren Politik die ganze Aufmerksamkeit Katharina's in Anspruch nahm, beschäftigt sie sich Tag für Tag mit der kurländischen Frage in Mitau wie in Petersburg: nach Mitau schickt sie an Simolin

1) Ebenda, 13.

2) Magazin, XLVIII, 32, 34, 35.

Rescripte zur Richtschnur und Erfüllung, in Petersburg führt sie Verhandlungen mit Biron.

Vier Jahre zuvor, im J. 1758, fand Katharina, daß „in der kurländischen Angelegenheit es die Gerechtigkeit erforderte, den Kindern Biron's zurückzuerstatten, was ihnen nach göttlichen und natürlichen Rechten gehört;“ jetzt überträgt sie diese Gerechtigkeit von den Kindern auf den Vater. Der Vater hatte freilich für sich und seine Kinder auf seine kurländischen Rechte verzichtet; aber das geschah unter Peter III., unter Katharina aber entsagte er seiner Entsagung. Damals ebenso wie jetzt ging Biron auf alles ein, was man ihm befahl: in seiner Lage, für ihn persönlich, war der Verzicht auf seine Rechte gleichbedeutend mit ihrer Behauptung — das eine wie das andere erhielt eine gewisse Bedeutung nur kraft der russischen Politik. Wie der Verzicht von Peter III. diktiert war, so wurde die Behauptung seiner Rechte von Katharina II. bewirkt.

Am 4. August 1762 händigte die Kaiserin Biron einen „Gnaden- und Abtretungsakt“ folgenden Inhalts aus:

„Aus wahrer Gerechtigkeitsliebe und in Unserem besondern Kaiserlichen Wohlwollen für Se. Durchlaucht den Herzog Ernst Johann sind Wir gesonnen und bereit, seine Restitution in den Besitz der ihm abgenommenen Herzogthümer Kurland und Semgallen mit der That zu befördern, und heben in Folge dessen jetzt das Sequester von allen seinen in Unserer Verwaltung befindlichen Allodialgütern auf und setzen Se. Durchlaucht und seine Familie wieder in ihren vollen Besitz ein. Da aber Herzog Ernst Johann, indem er diese Unsere Gnade und Unser Wohlwollen für ihn mit Erkenntlichkeit aufnimmt, seinerseits feierlich für sich und seine Erben auf alle jemals auf das Russische Reich erhobenen Ansprüche, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, verzichtet, so entsagen auch Wir hiermit Unsererseits für Uns und Unsere Nachfolger allen Ansprüchen, die etwa an den Herzog Ernst Johann und seine Erben sowohl hinsichtlich des ihm von Ihrer Majestät der Kaiserin Anna Ioannowna gesegneten Andenkens, geschenkt, als auch hinsichtlich der von ihm selbst angekauften Güter erhoben werden könnten, und verleihen sie Sr. Durchlaucht dem Herzog Ernst Johann und seinen Erben und

versichern ihn dabei, daß ihm beständig Unsere Protection erhalten bleiben soll.“

Am selben Tage, 4. August, unterzeichnete Biron einen besonderen Act, in dem er sich verpflichtete:

a) „der griechisch-russischen Religion freie und ungehinderte Ausübung in Mitau zu gestatten und die in den Fürstenthümern vorhandenen griechischen Klöster, Kirchen und die Geistlichkeit zu schützen;

b) „den russischen Kaufleuten keinerlei Hindernisse zu bereiten, und keine Abgaben von ihnen zu erheben, sondern ihnen alle Wohlgenüchtigkeit und Förderung angedeihen zu lassen;

c) „die russische Post, die früher aus Riga über Mitau nach Memel ging, nach dem Alten wiederherzustellen;

d) „keinerlei Verbindung, weder direkte noch indirekte, mit den Feinden des russischen Reiches zu unterhalten, Korn und andere Erzeugnisse in solche Häfen und Orte, die mit dem russischen Reiche nicht in Freundschaft stehen, nicht zu exportieren; die unter Umständen erforderliche Einrichtung russischer Magazine zuzulassen;

e) „den russischen Truppen freien und ungehinderten Durchmarsch zu gestatten und, wenn es nöthig ist, den russischen Truppen Quartiere zu geben;

f) „die russischen Galeeren und andere Schiffe frei und ungehindert in die kurländischen Häfen einlaufen zu lassen und ihnen alles Nothwendige zu geben; und

g) „die in den Fürstenthümern vergebenen Arrenden zu belassen und auf die Personen Rücksicht zu nehmen, die auch künftighin vom russischen Hofe zur Verleihung einer Arrende recommandiert werden¹⁾.“

Einstweilen begnügte Katharina sich mit diesen Vortheilen und hatte wohl ein formelles Recht, einem ihrer nächsten Rathgeber in den kurländischen Angelegenheiten²⁾, dem Grafen

¹⁾ Mosk. Arch. Kurl. Akten 1762, Nr. 1 u. 2. Magazin XLVIII 52 ff. Von Biron wurde eine deutsche Uebersetzung unterzeichnet, das russische Original ist von Katharina bestätigt: „Dem sei also.“ Depesche Golz' vom 13. Aug. im Berliner Arch. XI, Rußland, 64 A.

²⁾ Depesche Prasse's vom 10. Aug. 1762 im Dresdener Arch., vol. VII ad. Nr. 66. Katharina brachte dem Grafen Keyserling große Achtung

Keyserling (Graf Hermann Keyserling, der langjährige russische Gesandte in Warschau, gest. 1764) zu schreiben: „Meine Absichten sind sehr weit davon entfernt, Kurland zu occupieren und ich bin gar nicht geneigt, Eroberungen zu machen. Ich habe Völker genug, die ich glücklich zu machen verpflichtet bin, und dieser kleine Erdwinkel wird zu ihrem Glücke, das ich mir zum Ziele gesetzt habe,

entgegen und schätzte seine Kenntnisse und Erfahrung hoch, ihm gegenüber war sie überaus offenerzig und wandte sich nicht selten an ihn um Rath (Solowjew, XXV 361; Magazin XLVIII 177). In der kurländischen Frage spielte Graf Keyserling eine hervorragende Rolle (Magazin, ebenda 123, 273, 280 zc.). Aber Prasse irrt, wenn er alles Keyserling zuschreibt. An der Restitution Biron's war auch Graf Bestuschew-Njumin stark betheiligt, der einst mit Biron zusammen zur Verantwortung gezogen worden war (Fschtenija 1862, I 78). In der Depeſche des Grafen Buckingham vom 5. Aug. 1762 heißt es: „The Duxe of Curland told me the other day, in great confidence, that he had assurances both from the Empress and Bestucheff, that he should be reinstated in his Duchy“ (Magazin XII 35). Bestuschew als einen Hauptanhänger Biron's hebt auch Jaroslawzew in dem Schreiben vom 27. Febr. 1763 hervor: „Sobald Graf Bestuschew-Njumin angelangt war, wandten sich die Dinge zu seinen Gunsten und rasch haben wir das Resultat gesehen“ — (Arch. des hl. Synod, Geheime Akten Nr. 119). Kurz vor der Krönung, am 16. Sept. 1762, bestätigte Katharina das von Gr. Bestuschew und Gr. Keyserling gemeinsam eingereichte Gutachten über die kurländischen Angelegenheiten (Magazin, XLVIII 123). Es hat sich ein Zettel Katharinas vom 12. Aug. 1762 erhalten: „Väterchen, Alexej Petrowitsch! Lassen Sie den Herzog von Kurland wissen, daß ich ihn heute nicht sehen kann: ich habe ein wenig Halsſchmerzen und Schnupfen und gedenke nicht auszugehen, um mich nicht noch mehr zu erkälten“ (Magazin. VII 136). Dergleichen bezeugt die nahen Beziehungen Biron's zu Bestuschew. Gerade von Bestuschew verlangt Katharina Nachricht, „wie weit die Angelegenheiten des Herzogs von Kurland gediehen seien“ (Ebenda 138), woraus man außerdem schließen könnte, daß die kurländische Sache vornehmlich dem Grafen Bestuschew übertragen war. Biron und Bestuschew waren durch persönliche Freundschaft verbunden. In einem Briefe aus der Verbannung vom 16. Juni 1743 schreibt Biron an Bestuschew: Ich kenne Ew. Excellenz und Sie kennen mich“ (Ruſſ. Arch., 1867, 472). Im Mosk. Arch. des Min. d. Ausw. liegt ein Schreiben Bestuschew's an Katharina vom 20. Aug. 1762, in dem er bittet „um allergnädigste Verleihung des Ordens der h. Katharina an die Herzogin wegen des Credits des Herzogs bei dem König und der Republik von Polen“ (Solowjew, XXV 373) und zwei Tage später, am 22. Aug., als Biron und seine Familie sich vor ihrer Abreise nach Kurland verabschiedeten, legte Katharina der Herzogin das

nichts hinzufügen. Aber da ich eine gerechte und daher ruhmvolle Sache in die Hand genommen habe, werde ich sie mit aller Festigkeit, die Gott mir verliehen, unterstützen¹⁾.“

Sogar Personen, die sowohl Rußland, als auch noch mehr Katharina abgeneigt waren, erkannten an, daß die Kaiserin in der kurländischen Sache „ihre Handlungen von Erwägungen der Gerechtigkeit und Billigkeit leiten lassen wollte²⁾.“

Der Herzogsstuhl von Kurland war allerdings vom Prinzen Karl von Sachsen eingenommen. Indem man diesen Stuhl Biron gab, forderte man den Prinzen Karl auf, sich aus Mitau zu entfernen. Karl entfernte sich nicht. Es begann eine lebhaftere Correspondenz mit Simolin in Mitau, mit Browne in Riga, mit Riczewski in Warschau. Katharina beharrte fest auf ihrem Entschluß, indem sie überall feierlich erklärte: „Wir können nicht umhin, Se. Durchlaucht Ernst Johann als wirklichen Herzog von Kurland und Semgallen anzuerkennen, weil man ihn, obgleich

Katharinenband um („St. Petersburger Nachrichten“ (russ.) vom J. 1762, Nr. 70 vom 30. Aug.). In Breteuil's Depesche vom 28. Oct. 1762 heißt es: Mr. Bestusheff est absolument dévoué à Biron (Paris. Arch., Russie, vol. 71, Nr. 22). In Goltz' Depesche vom 13. Aug. 1762 heißt es, daß Katharina bald nach ihrer Thronbesteigung Bestusheff, Panin, Keyserling und Teflow beauftragt habe, de rechercher la validité des droits tant du Duc Biron que de Prince Charles de Saxe au Duché de Courlande (Berlin. Arch., XI, Rußland, 64 N.).

¹⁾ Staats-Arch., V, 104; Magazin XLVIII, 293.

²⁾ Schreiben des Marquis de Palmé an Breteuil vom 19. Oct. 1762: Dans l'affaire de Courlande, quelqu'en soit l'issue, on pourra dire, que l'impératrice a cru fonder sa conduite sur des raisons d'équité, de justice et même de formes, du moins a-t-on pu lui présenter ainsi la cause de Biron (Dresd. Arch., vol. VII, Beilage zum Brief des Grafen Brühl an Prasse vom 29. Oct.). Palmé's Schreiben wurde aufgefangen, eine Copie davon wird im Reichsarchiv aufbewahrt; es ist im Magazin (XLVIII, 178) abgedruckt, wurde aber falsch gelesen. [... Hier folgt im russ. Orig. der Nachweis eines sinnenstehenden Les- und Uebersetzungsfehlers, der jedoch zum Text des Aufsatzes keine direkte Beziehung hat...] Wir haben mehr als einmal in Druckschriften Gelegenheit gehabt, auf die Nachlässigkeiten, Fehler und falschen Lesarten hinzuweisen, die sich im Magazin der russischen historischen Gesellschaft finden, das man daher nur mit größter Vorsicht benutzen darf, da man sich weder auf den Text noch auf die Uebersetzung verlassen kann.

er aus Gründen der Staatsraison verbannt war, nicht des Rechtes auf die Herrschaft berauben konnte, die ihm von der Republik und dem König von Polen selbst feierlich gegeben und bestätigt worden ist und deren Integrität keine Einbuße erleiden konnte, obgleich er keine Möglichkeit hatte, sie zu benutzen¹⁾.“ Im Einklang mit dieser Entscheidung wurde Simolin in Mitau vorgeschrieben, „sowohl der dortigen Regierung als auch der ganzen Ritterschaft und Landschaft in gebührender Weise zu erklären,“ daß er nicht mehr bei Karl, sondern „bei ihrem alten Herzog Ernst Johann accreditirt sei²⁾.“ Wenngleich Katharina ihre Entscheidung auch für bedingungslos gerecht hielt, so erkannte sie doch an, daß der polnische König August III. „als Vater freilich nicht umhin könne, sich gekränkt zu fühlen³⁾,“ wo er sehen müsse, wie man seinen Sohn des Thrones entsehe.

August hatte solche Empfindungen und protestirte gegen die „kurländischen Präensionen“ Katharinas, begegnete jedoch nachhaltigem Widerstand. Als Suzerain eines polnischen Lehens forderte er, daß Biron als Vasall unmittelbar bei ihm seine Ansprüche geltend mache; — auf diese Forderung erfolgte gar keine Antwort unter dem Vorwand, daß dies Schriftstück im kurländischen Ministerium abgefaßt sei (dem Kurland nicht unterstellt sei), und nicht, wie es sich gehört hätte, im polnischen. Als König von Polen berief er den polnischen Reichstag, den competentesten Richter im kurländischen Handel, — Katharina befahl ihren Agenten, den Reichstag „um jeden Preis“ zu sprengen, und der Reichstag wurde gesprengt⁴⁾. August III. berief Senat

¹⁾ Rescript an den Residenten Rziczewski in Warschau vom 19. Sept. 1762 (Magazin, XLVIII, 131). Im Rescript heißt es: „Von diesem Unserem Belieben setzen Wir Sie jetzt deshalb in Kenntniß, damit Sie vorkommenden Falls Unsere Meinung unumwunden darlegen können.“

²⁾ Rescript an den Minister Simolin in Mitau vom 17. Oct. 1762 (Ebenda 155).

³⁾ Rescript an Rziczewski vom 19. Aug. 1762 (Ebenda 82).

⁴⁾ Mittelft Rescript vom 29. Aug. wird Rziczewski vorgeschrieben, den Reichstag zu sprengen, „allein unter einem geziemenden Vorwand, der uns gar nicht angeht“ (Ebenda 100). Da der polnische Reichstag eine entscheidende Stimme in der Sache Kurlands, als eines polnischen Lehens, hatte, so wurde die Nachricht von der Sprengung des Reichstags in Petersburg mit Befriedigung aufgenommen: Je ne dois pas négliger de vous informer

und Minister mit der Absicht ein *senatus consilium* zu Gunsten seines Sohnes Karl zu erhalten — der Parteigänger Rußlands Fürst Michael Czartoryski, Großkanzler von Littauen, reichte ein Gutachten ein, in dem er nachwies, daß Prinz Karl widergesetlich zum Herzog von Kurland gemacht worden sei¹⁾.

Katharina handelte fest, consequent, energisch. Prinz Karl gedachte, unter dem Vorwand, Katharina zur Thronbesteigung zu gratuliren, persönlich nach Petersburg zu reisen — man ließ ihn wissen, daß er sich nicht bemühen möge zu reisen, „ohne vorher zu wissen, ob uns seine Anwesenheit hier angenehm sein wird²⁾“; aus Warschau kam zu Unterhandlungen der livländische Kammerherr Borch — ihm wurde befohlen, binnen 48 Stunden Moskau zu verlassen³⁾; Prinz Karl schrieb eine Broschüre „*Mémoires sur les affaires de Courlande*“⁴⁾. — Katharina befohl, sie öffentlich in Mitau und Riga zu verbrennen⁵⁾.

Am 22. August 1762 dankte Biron Katharina in öffentlicher Audienz für alle ihre Gnadenbezeugungen⁶⁾ und reiste am 23.

de l'impatience marquée avec laquelle l'on attend cette dernière nouvelle de la rupture de la Diète Polonoise... Les ministres ici viennent de recevoir la nouvelle importante qu'à Varsovie la Diète de Pologne est rompue. Tout le monde en parait fort satisfait. *Depeſche Breteuil's vom 28. Oct. 1762 im Paris. Arch., Russie, vol. 71, Nr. 22.*

¹⁾ Das Gutachten Czartoryski's entzückte Katharina und sie schrieb eigenhändig auf die vom Grafen Keyserling erhaltene Uebersetzung: „Soll in den hiesigen und Petersburger Zeitungen abgedruckt werden“ (*Magazin*, XLVIII, 428). Der Hof befand sich damals in Moskau.

²⁾ Das achtzehnte Jahrhundert (russ.) I, 405. *Magazin* XLIII, 35.

³⁾ „Ich befehle ihm binnen 48 Stunden von hier abzureisen, widrigen Falls ich ihn fortschaffen lassen werde,“ schrieb Katharina an den Kanzler. Borch erhielt eine *declaration verbale*, in der es unter anderm hieß: „L'impératrice veut que Mr. Borch part de cette résidence dans le terme de deux fois 24 heures“ (*Magazin*, ebenda 398, 400). *Différentes pièces relatives à la mission de Mr. de Borch* (Schwarz, Nr. 116).

⁴⁾ Nicht Herzog Karl schrieb diese Staatsschrift, sondern sie wurde in seinem Auftrage von dem berühmten Emerich de Vattel, der Geheimerath in sächsischen Diensten war, verfasst.

⁵⁾ *Resolution Katharinas* auf der *Depeſche Simolin's*: „Dies *Mémoire* soll öffentlich in Mitau und Riga verbrannt werden, da es für mich, die Republik Polen und den Herzog von Kurland beleidigend ist.“ Ebenda 388.

⁶⁾ Anteend sagte Biron in seiner Rede unter anderem: *Sw. Kaiserliche*

nach Riga in Begleitung seiner ganzen Familie, der Herzogin und zweier Söhne, der Prinzen Peter und Karl. Biron's Aufenthalt in Riga, nur wenige Werst weit von Mitau, brachte die Frage der Lösung nicht näher: die kurländische Ritterschaft erschien in Riga zur Begrüßung Biron's, in Mitau aber saß nach wie vor auf dem herzoglichen Stuhl Prinz Karl¹⁾. Der Skandal nahm einen ganz ungehörlichen Umfang an. Offenbar hatte Panin Recht: wollte man Biron auf den Herzogsstuhl setzen, so mußte man „Karl aus Mitau entfernen.“

Und man begann ihn zu vertreiben. Der Rigasche Generalgouverneur war schon beordert, zu Simolin's Verfügung nach Mitau „ein ganzes Bataillon Militär mit einem tüchtigen Stabs-officier“ zu schicken, weil „in Kurland bisweilen einige Unordnungen vorkommen können;“ Simolin legte Sequester auf sämtliche herzoglichen Einkünfte, besetzte die Güter der Anhänger Karls mit militärischen Posten, sequestrirte alle herzoglichen Arrenden und schnitt sogar die Zufuhr von Lebensmitteln für den Prinzen Karl nach Mitau ab²⁾. Diese Maßregeln waren wirksam. Sogar der Wojewode Plater und der Kastellan Lipski, die vom königlichen Vater aus Warschau in der Eigenschaft polnischer Com-

Majestät haben geruht, auf einmal die Fesseln meines bisher so schweren Geschicks zu zerreißen; Sie befreien diejenigen, die nicht von Ihnen der Freiheit beraubt wurden; Sie haben die erfreut, die von Ihnen niemals in Trauer versetzt waren; Sie haben die glücklich gemacht, deren Unglück Ihnen immer betrübend war.“ (St. Petersburger Nachrichten (russ.) vom J. 1762, Nr. 70). Biron konnte nicht vergessen haben, daß er von Peter III. befreit war und nicht von Katharina; augenscheinlich hielt Biron eine nicht von ihm verfaßte Rede.

¹⁾ Depesche Breteuil's vom 28. Oct. 1762: L'affaire de Courlande est dans la même position. Biron se tient à Riga où la noblesse courlandaise vient en foule lui marquer respect et empressement. Mr. le prince Charles reste avec constance à Mittau (Paris. Arch., Russie, vol. 71, Nr. 22). Exposé des motifs de Sa Majesté Impériale de toutes les Russies relativement aux affaires de Courlande. Janvier 1763 (Schwarzg., Nr. 113).

²⁾ Das achtzehnte Jahrh. I, 407; Magazin XLVIII, 48, 250, 302, 372; Cruse, II, 31; Richter 170. Alle diese Anordnungen „approbierte“ Katharina und befahl sogar, „Simolin in meinem Namen zu danken für seine eifrige Erfüllung unseres Willens.“

missäre bei seinem Sohn, dem Prinzen Karl, installiert waren, erkannten die Unmöglichkeit eines weiteren Aufenthalts des Prinzen in Mitau an¹⁾. In seiner Relation vom 17. April 1763 berichtete der Resident Simolin der Kaiserin, daß Prinz Karl aus Mitau vertrieben sei.

„Gestern, am 16. April, früh Morgens hat sich Prinz Karl mit seinem ganzen Hof aus dieser Stadt nach Warschau aufgemacht und auf königlichen Befehl zur Wahrung seiner Interessen die Polnischen Senatoren, den Wojewoden Platern und den Kastellan Lipski hier zurückgelassen.

„Borgestern Abend hat Seine Hoheit, mit allen Edelleuten seiner Partei, die eben zu diesem Zweck von ihren Gütern gekommen waren und etwa 18 Personen zählten, bei der Starostin Korff zu Abend gespeist, wo er sich von ihnen verabschiedete, seine baldige Wiederkunft versprach und sie ermahnte, daß sie ihm nur treu bleiben mögen.

„Der Kastellan Lipski hat noch während der Anwesenheit des Prinzen Karl im fürstlichen Saale eine Wache aus seiner polnischen Reiterei installiert und ist in die unteren Gemächer umgezogen, die oberen aber hat Se. Hoheit abgeschlossen und sein Siegel daran gelegt.

„Sobald Prinz Karl die Stadt verlassen hatte, hielt ich es für gut, nachdem ich mich mit Sr. Durchlaucht dem Herzog Ernst Johann in Beziehung gesetzt, einen Wachtposten von den Truppen Ew. Kaiserlichen Majestät aufzustellen und durch denselben jenes Haus für ihn zu besetzen. Diese Commission habe ich dem Oberstlieutenant Schröder aufgetragen mit dem Befehl, falls er dort den Kastellan Lipski oder polnische Soldaten vorfindet, ihm seine Verwunderung darüber auszudrücken, mit welchem Zug und Recht er doch dieses fürstliche Haus eingenommen habe, das bekanntlich dem regierenden Herzog Ernst Johann gehöre, und ob ihm die Vorstellungen unbekannt seien, die von Seiten Ew. Kaiserlichen Majestät dem Prinzen Karl darüber gemacht worden sind, und ihm sodann in höflicher Form zu rathen, in ein anderes ihm passendes Quartier zu ziehen.

¹⁾ Nachricht von der Abreise des Herzogs Karl aus Mitau, den 26. April (Schwarz, Nr. 125).

„Der Oberstlieutenant fand die Pforte verschlossen, aber als sie auf sein Verlangen geöffnet wurde, machte er dem ihm be-
gegneten Kastellan die Erklärung in obenerwähnter Form und
erhielt von ihm zur Antwort, daß er als Senator dies Haus
auf besonderen königlichen Befehl besetzt habe, um es zur Auf-
nahme Sr. Hoheit des Prinzen Karl, der bald zurückkehren werde,
zu bewachen und daß er inzwischen auf königliche Ordre in dem-
selben die ihm aufgetragene Commission zu erfüllen habe.

„Als der Oberstlieutenant mir darüber rapportiert hatte,
ließ ich ihm erklären, daß seine Commission hier nicht anerkannt
werden und nicht Platz haben könne und daß Sw. Kaiserliche
Majestät nicht gesonnen sind, einen anderen Herzog anzuerkennen,
als den alten, Se. Durchlaucht Ernst Johann, und daß ich folg-
lich hoffe, er werde leicht einsehen, daß besagtes Haus ihm
durchaus nicht überlassen werden würde und daß er geneigt sein
werde, mit seiner ganzen Wache dasselbe zu räumen.

„Endlich willigte er ein, verließ sogleich besagtes Haus
und bezog mit seiner Wache sein altes Quartier und so rückte
unsere Wache ohne den geringsten Lärm und Gewaltthätigkeit
ein und befindet sich jetzt dort.

„Da aber die oberen Gemächer mit dem Siegel des Prinzen
Karl versiegelt sind, so hat sich der Herzog entschlossen, nach
hiesigem Brauch mit dem Oberstlieutenant Schröder und seinem
Hofmarschall den hiesigen Notarius publicus hinzuschicken mit
dem Auftrag, die Siegel abzunehmen und die Gemächer zu be-
sehen, damit künftighin keine üble Nachrede entstehe. Sie haben
sie in der That gesehen und alle leer gefunden, man sieht nur,
daß sie vom Prinzen mit advocatischer Schlaueit zu dem Zweck
versiegelt wurden, um dadurch zu beweisen, daß er dies Haus
nicht freiwillig abgetreten habe und stets sein Recht darauf geltend
machen könne.

„Diesem Hause gegenüber befindet sich noch ein Haus, in
dem des Prinzen Karl Hofbediente wohnten. Aber der Wojewode
Platern hat nach seiner Ankunft dies Haus mit den Polen für
sich eingenommen, wie auch der Kastellan Lipski das andere fürst-
liche Haus, die beide auch dem Herzog gehörten; ohne sie hat
er nicht genügend Platz und außerdem will er nicht zulassen, daß

Prinz Karl hier wenn auch die kleinste Besitzlichkeit haben dürfe; daher habe ich auf die Forderung Sr. Durchlaucht für nöthig befunden, den Oberstlieutenant zu ihm zu schicken, um ihm zu eröffnen, da Ew. Kaiserliche Majestät alle Einkünfte dieses Landes dem gefezlichen Herzog Ernst Johann zu überlassen geruht haben, folglich auch alle fürstlichen Häuser, welche immer es auch sein mögen, so hoffte ich, daß sie sich nicht weigern würden, die Häuser, in denen sie jezt wohnen, zu räumen, um so mehr, als der Herzog ohne sie nicht auskommen könne. Der Kastellan Lipski erklärte sich sofort dazu bereit, aber der Wojewode Platern berief sich auf die königliche Ordre, die ihm ausdrücklich befehle, in diesem fürstlichen Hause bis zur Rückkehr des Prinzen Karl zu wohnen, und wollte zuerst Seiner Majestät berichten und um eine Resolution bitten. Heute schickten beide Senatoren ihren Sekretär zu mir mit der Bitte, daß ihnen gestattet werden möge, bis zum Eintreffen der königlichen Ordres in den genannten Häusern zu bleiben. Darauf habe ich geantwortet, sie sollten lieber ganz von hier wegreisen, da sie bisher schon zur Genüge bemerkt hätten, daß ihr Aufenthalt an diesem Orte überflüssig sei, und sie auch in Zukunft nichts erreichen würden, weil ihre Commission eine ungerechte sei. Der Secretär kehrte dann wieder zu mir zurück und ließ mich wissen, daß der Wojewode sich entschlossen habe, das erwähnte fürstliche Haus zu räumen und sich ein anderes zu miethen.

„So ist denn der Herzog in dieser Angelegenheit zufriedengestellt und kann jezt seiner Würde entsprechend unbedrängt und unbehindert wohnen.

„Uebrigens ließ der Wojewode Platern mich bitten, es möge ihm als Cavalier des Alexander-Newski- und des Weißen Adler-Ordens von unseren Wachen die Honneurs gemacht werden, worauf ich ohne Bedenken antwortete, daß dieser Gefallen ihm erwiesen werden würde¹⁾.

„Wird von Anfang bis zu Ende approbiert,“ schrieb Katharina auf diese Relation Simolins. Dieser Resolution merkt man die innere Befriedigung über den erreichten

¹⁾ Mosk. Arch. d. Min. d. Außw., Kurländ. Acten vom J. 1763, Nr. 17; Magazin, XLVIII, 474.

Erfolg an. Die Hauptsache war geschehen: Karl war vertrieben, Biron eingesetzt. Bald nach der Abreise des Prinzen Karl aus Mitau hatte Katharina die Lage der kurländischen Angelegenheit folgendermaßen charakterisirt: „da diese Sache nun einmal erledigt ist, so können Wir es auf keinen Fall zulassen, daß sie, unter welchem Vorwand es auch sei, wieder erneuert werde¹⁾.“

Dieser erste Erfolg erfreute Katharina, ein Erfolg, der vor allem aus der gewandten Ausführung eines Projectes zu erklären ist, das auf die Zukunft und vielleicht keine sehr nahe berechnet war. Das Project war an sich nicht sehr riskant, aber in Katharinas Lage immerhin ziemlich kühn. Kaum auf den Thron gelangt, verwerthet sie die Kräfte und die Lage Rußlands, um die Rechte eines Mannes wiederherzustellen, der unter den Russen ein sehr schlimmes Andenken an sich hinterlassen hatte. Der Fluch, der an dem Namen Biron's haftete, schreckt sie nicht ab: sie calculirte ganz richtig, daß die Entfernung Biron's aus Rußland ihr eher als Verdienst zu gute geschrieben, denn zum Vorwurf gereichen werde und daß die russische Gesellschaft sich jedenfalls nicht so viel für die Geschicke Biron's interessirte, um irgend einem kurländischen Incident ernstliche Aufmerksamkeit zu schenken. Noch richtiger war die Calculation bezüglich der Nachbarn. Solcher an der kurländischen Frage interessirter Nachbarn gab es zwei — Polen und Preußen, wobei weder der eine noch der andere ernste Veranlassung hatten, den Prinzen Karl unter ihren Schutz zu nehmen, den Friedrich II. als einen Sachsen nicht liebte und der den Polen als Sohn ihres Königs verhaßt war. Sachsen war es aber nicht um Kurland zu thun: damals zog man eben das Facit des siebenjährigen Krieges und in Sachsen mußte man Werth legen auf die Stimme der russischen Kaiserin in der Frage der Entschädigung für die vom Kurfürstenthum erlittenen Verluste. Das übrige Europa interessirte sich nicht im geringsten für die Frage, wer gerade irgend ein polnisches Lehen am Ufer der Ostsee innehatte. Weder Polen noch Preußen, geschweige denn Europa, setzten voraus, daß mit dem von Katharina in der kurländischen Frage erzielten Erfolge

¹⁾ Magazin, XLVIII, 612.

der Grund zu dem russischen Einfluß gelegt war, der viele Jahre später das polnische Lehen in ein russisches Gouvernement verwandeln würde.

Katharina dachte damals gar nicht daran und strebte nicht darnach. Nehnlich Peter dem Großen begriff sie vollkommen die staatliche Bedeutung Kurlands für das Reich und corrigirte sofort nach ihrer Thronbesteigung die Fehler ihrer Vorgänger, Elisabeth Petrowna's und Peter III.; für sie war es außerordentlich wichtig, auf dem Herzogsstuhl von Kurland ihren Candidaten zu haben, „unseren eigenen Herzog¹⁾.“ Aber gleich Peter I. betrachtete sie die kurländische Frage nicht von einem engen nationalen, sondern von einem weiten staatsmännischen Gesichtspunkt aus, und deshalb eben ließ sie der Ritterschaft und Landschaft feierlich erklären, „daß Wir sie in besonderer Protection, folglich auch bei ihrer Religion, ihren Rechten, Freiheiten und Privilegien auf derselben Grundlage, wie sie zur Zeit der Unterwerfung¹⁾ bestanden und von den Königen von Polen eidlich bestätigt worden sind, zu erhalten und zu vertheidigen gesonnen sind, und keinesfalls zulassen, daß darin irgend eine Veränderung zu ihrem Nachtheil geschehe²⁾.“

Das waren nicht leere Versprechungen. Katharinas Verhalten zu allen drei „Dstseeprovinzen“ zeichnete sich überhaupt durch jene staatsmännische Weisheit aus, die in bedeutendem Maaße zum Ruhme ihrer Regierung beigetragen hat. Livland, Estland und Kurland boten ihr ein Beispiel zur Nachahmung, keine Aufgabe zur Russificirung: sie strebte mehr darnach, die russischen Gouvernements auf das Niveau der Dstseeprovinzen zu erheben, als die Dstseeprovinzen auf das der russischen herabzudrücken. Die höhere Cultur der Dstseeprovinzen fesselte sie und

¹⁾ Aus dem eigenhänd. Schr. an den Vicekanzler Fürsten A. M. Golizyn vom 12. Oct. 1762 (Magazin, XLVIII, 148).

²⁾ Kurland war ein polnisches Lehen geworden kraft besonderer Unterwerfungsverträge (pacta subjectionis) (договоровъ подчинения), was früher mit dem russischen Ausdruck подвержение übersetzt wurde, der sich in allen officiellen Acten des vorigen Jahrhunderts findet. Mosk. Arch. d. Min. d. Außw., Kurl. Acten vom J. 1762 Nr. 4, Bl. 92 ff.

³⁾ Magazin, XLVIII, 155.

ihre selbständige Entwicklung schreckte sie nicht. Sie selbst beförderte sie sogar, behielt aber fest im Gedächtniß, daß dies untrennbare Theile des Russischen Reiches seien, und bekämpfte mit Eifer die Anschauung, als seien die Ostseeprovinzen „fremdländische.“ Eine solche Anschauung ging damals nicht von den Grenzgebieten aus, sondern vom Reiche und Katharina fand mit Recht, daß man sie „sicherlich eine Dummheit nennen könne¹⁾.“

Bei der Krönung erschien in Moskau ein Deputirter der livländischen Ritter- und Landschaft, Baron Karl von Schoultz, mit der Bitte um Bestätigung ihrer Privilegien, Rechte und Freiheiten. Auf die von dem Deputirten vorgelegte Petition schrieb Katharina folgende Resolution: „Diese Petition übersende ich dem Senat, damit er wisse, daß ich von alle dem, was der livländischen Ritter- und Landschaft von unseren Vorfahren verliehen worden ist, nichts ihnen wegzunehmen gesonnen bin²⁾.“ Diese Petition blieb drei Monate im Senat liegen, ohne irgend wie gefördert zu werden. Am 13. December 1762 erschien Katharina selbst im Senat; diese Sitzung hat sie dann selbst folgendermaßen in einem Briefe an den Generalfeldzeugmeister Villebois beschrieben: „Vorigen Freitag kam ich in den Senat und fragte, wie weit die Angelegenheit der Bestätigung der livländischen Privilegien gediehen sei; man antwortete mir, daß der Senat eine Copie der Privilegien erwarte, die in einem großen Bande gesammelt in Petersburg zurückgeblieben sei; da fing ich denn an zu sprechen und sagte diesen Herren: „Sie müssen wissen, daß ich durchaus nicht gesonnen bin, die Privilegien und das Uebrige, was ihnen bereits eigen, zu verlegen; daß ich wünsche, es möge jeder in Frieden leben, und wenn die Livländer mit ihren Gesetzen und Privilegien zufrieden sind, so wünsche und erlaube ich nicht, sie in irgend einer Weise zu verlegen,“ und ich befahl sogleich, die Bestätigungsurkunde auszufertigen, die sie mir morgen zur Unterschrift vorlegen müssen.“ Indessen war Katharina sich bewußt, daß damals weder sie noch irgend einer der Senatoren etwas davon wußten, worin eigentlich diese Privilegien, Rechte

¹⁾ Ebenda, VII, 384.

²⁾ Senatsarch. Bd. 107, Bl. 419.

und Freiheiten bestanden, ob sie Gewohnheitsrecht oder positive Gesetze betrafen — aber Livland spricht die Ueberzeugung aus, daß ihm seine autonomen Besonderheiten nothwendig sind und Katharina erhält sie gewissenhaft aufrecht, da sie die Wohlfahrt einer ganzen Provinz höher stellt als alles Andere¹⁾.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Il faut cependant en confidence que je vous dise qu'en honneur ni moi ni personne ne sais ce que je confirmerai, si cela est utile aux païs, si ce sont des moeurs ou des coutumes ou des loix, mais j'ai cru que le repos d'une province entière était préférable à tout le reste (Blum, Ein russischer Staatsmann, I, 436). Der Brief ist ohne Datum, daß sich aus der am 19. Dec. (Vollst. Ges.-Samml. Nr. 727) unterzeichneten Urkunde ergibt: da es im Brief an Villebois heißt, daß die Urkunde morgen vorgelegt werden soll (qu'on doit me montrer demain), so ist der Brief wahrscheinlich am 18. Dec. geschrieben.



Politische Correspondenz.

In den politischen Verhältnissen der einzelnen Staaten Europas sind während des verflossenen Monats keine bedeutenden Veränderungen eingetreten und bemerkenswerthe Ereignisse haben auch nur wenige stattgefunden. In **Deutschland** trägt die innere Politik der Regierung die Signatur weiterer Rückkehr zum alten Course und entschiedener Abkehr von den Wegen des Grafen Caprivi. Darüber kann sich jeder um das Wohl des Vaterlandes besorgte Deutsche nur freuen und wird nur wünschen, daß nicht nochmals ein Abweichen von der rechten Bahn eintreten möge. Freilich werden die Spuren und Nachwirkungen des unheilvollen Regiments Caprivi nicht so bald verschwinden und die starke Hand des großen Meisters, der einst Deutschlands Geschichte so unvergleichlich geleitet, vermißt man in der Gegenwart nur allzusehr. Besonders dem Reichstage gegenüber macht sich das Fehlen einer thatkräftigen bedeutenden Persönlichkeit an der Spitze der Regierung sehr fühlbar und doch bedürfte dieser unerfreuliche, seinen Aufgaben sehr wenig gewachsene Reichstag ohne feste Majorität durchaus eines energischen Steuermannes. So nachlässig, so wenig eingedenk der von ihnen übernommenen Pflichten, so gleichgiltig gegen alle Vorwürfe und Anklagen, die wider sie vom Präsidenten, der gesammten Presse und weiten Kreisen der Bevölkerung erhoben werden, wie die

Mitglieder dieses Reichstages, sind Vertreter des deutschen Volkes noch nie gewesen. Der Reichstag ist thatsächlich fast nie beschlußfähig, oft ist nur eine ganz kleine Minderheit während der Verhandlungen gegenwärtig und nur stillschweigende Uebereinkunft des Präsidiums und der Parteien hindert eine stete Unterbrechung und Aufhebung der Sitzungen. Von allen Seiten ist es namentlich gebrandmarkt worden, daß, als eine nationale Kundgebung der Trauer über den schmerzlichen Untergang des Dampfers „Elbe“ im Reichstage stattfinden sollte, nur 33 Mitglieder anwesend waren. So ist der Reichstag, einst heißersehnt von den besten Männern des deutschen Volkes, gegenwärtig eine wahre Karrikatur rechter Volksvertretung. Nur wenn es sich um Fragen der Interessenvertretung, um Steuer- und Wirthschaftsreformen handelt, füllt sich einigermaßen der Sitzungsaal. In rechtem Contrast zu dieser Gleichgiltigkeit in Bezug auf das Wesen der Sache steht die lang und breit erörterte, heftig durchgefochtene Frage nach der über dem Portal des Reichstagsgebäudes zu setzenden Inschrift. Was hat man nicht für finstere despotische Absichten an höchster Stelle hinter der Weglassung der, vom Architekten nicht sehr glücklich gewählten Aufschrift: „dem deutschen Volke“, gesucht! Und schließlich hat sich herausgestellt, daß der Kaiser von der Absicht, eine solche Inschrift anzubringen, garnichts gewußt hat. Die von der Baucomission später ausgedachte Formulirung: „dem deutschen Reich“ ist von beispielloser Geschmacklosigkeit. Wenn man kein wirklich treffendes und bezeichnendes Wort zu finden weiß, so lasse man das Reichstagshaus lieber ohne jede Inschrift. Die ganze, namentlich von demokratischer Seite mit größter Wichtigkeit behandelte Sache ist eine wahre querelle allemande, die den Spott des Auslandes erweckt. — Das Centrum ist und bleibt in diesem Reichstage die ausschlaggebende Partei und damit ist gesagt, daß in nationalen Dingen von ihm nichts zu erwarten ist. Wie sehr die Entscheidung im Reichstage in den Händen des Centrums liegt, das hat der Ausgang der Commissionsverhandlungen über die Verstärkung der Disciplinargewalt des Präsidenten auf's deutlichste bewiesen. Die Commission, welcher der Präsident v. Levekov drei durchaus nicht übermäßig strenge Maßregeln zur

Berschärfung der Präsidialgewalt gegen Ausschreitungen von Reichstagsmitgliedern vorgeschlagen hatte, berieth zwei Monate lang und, da das Centrum stets mit der Linken stimmte und alle Vorschläge so abschwächte, daß sie für die Rechte und die Nationalliberalen unannehmbar wurden, war schließlich das Resultat der langwierigen Berathungen ein rein negatives, man einigte sich zu garnichts. Da aber der Präsident infolge dessen mit seinem Rücktritt drohte, so machte das Centrum den Vorschlag, in gewissen Fällen dem Präsidenten das Recht zuzugestehen, ein Mitglied wegen ungehörigen Verhaltens auf die Dauer einer Sitzung vom Reichstage auszuschließen, und dieser Antrag wurde, da der Präsident, um doch etwas zu erreichen, sich damit zufrieden gab, angenommen. So kläglich endete die mit großem Nachdruck unternommene Action, strengere Ordnung und verschärfte Disciplin im Reichstage zur Geltung zu bringen. Und dieses geringfügige Zugeständniß an den Präsidenten soll für eine Versammlung genügen, deren Ton und gesellschaftliches Niveau durch Herrn Eugen Richter vor allem und durch die Socialdemokraten so tief heruntergebracht ist! Und mit dieser schwächlichen Maßregel gab man sich in einem Augenblicke zufrieden, da sich im Reichstage das bis dahin Unerhörte ereignet hatte, daß ein Socialdemokrat den Brief, welchen ein Conservativer in einem Nebenraume vergessen hatte, entwendete und in einer socialdemokratischen Zeitschrift abdrucken ließ. Nicht einmal zu einem einmüthigen Ausbruch der Entrüstung, über ein solches ehrloses Verfahren ließ es der Parteifanatismus der Linken kommen. Wer kann danach sagen, zu welchen Auftritten es noch im deutschen Reichstage kommen wird, dessen Verhalten schon oft genug beschämend für alle Patrioten gewesen ist. Dieselbe Taktik, wie in der Frage nach Verschärfung der Disciplinargewalt, beobachtet das Centrum in der viel wichtigeren Commission zur Berathung der Umsturzvorlage, indem seine Vertreter auch hier die Vorlage so amendiren und abschwächen, daß sie für die Regierung völlig unannehmbar wird. Und wie nachdrücklich haben sich doch früher Windthorst, P. Reichensperger und andere angesehenen Centrumsmitglieder bereit erklärt, die Regierung zu unterstützen, wenn sie die Socialdemokratie auf dem Boden des

gemeinen Rechtes bekämpfen wolle! Jetzt aber will das Centrum die Regierung seine Machtstellung fühlen lassen und von ihr einen möglichst hohen Preis für seine Zustimmung erlangen. Anders steht es auf dem Gebiet der Wirthschaftspolitik, da ist ein Zusammengehen des Centrums mit den Conservativen möglich und dann eine Majorität sicher.

Wahrhaft erfreulich ist die Erstarfung und immer weitere Kreise erfassende Ausbreitung conservativen Geistes; die conservative Partei ist in heilsamer und naturgemäßer Umbildung aus einer Fraction adliger Grundbesitzer immer mehr zu einer Vereinigung der erhaltenden Elemente in allen Berufsständen geworden, ohne doch ihren früheren Charakter völlig einzubüßen, und je mehr es ihr gelingt, in allen Schichten der Bevölkerung Boden zu gewinnen, desto lebenskräftiger wird sie sein und desto zuversichtlicher kann sie auf den Sieg der von ihr vertretenen Ideen in der Zukunft hoffen. Noch bedarf die Partei mancher Erweiterung und Vertiefung, aber sie hat den rechten Weg eingeschlagen, volksthümlich zu werden und darum ist sie eine aufsteigende, eine Partei des wahren Fortschritts, während der Liberalismus alle Fühlung mit dem eigentlichen Volke verloren hat und in hartnäckiger Unbelehrbarkeit, ohne auf den Umschwung der Zeiten zu achten, seine alten Theorien festhält. Es ist vor allem ein wahres Verdienst der Conservativen, daß sie die Führung der Bewegung unter den Landwirthen in die Hand genommen und sie dadurch auf der richtigen Bahn erhalten haben; wäre das nicht geschehen, so hätte die große Unzufriedenheit, namentlich unter den kleinern Landwirthen, sehr leicht auf radikale Abwege sich verlieren können. Jetzt sind der 18. und 19. Februar wahre Merksteine in der inneren Entwicklung Deutschlands. War schon die allgemeine conservative Versammlung in Berlin am 1. Februar ein erfreuliches Zeichen der Zeit, so wird sie doch weit übertroffen durch die imposante Versammlung von Tausenden von Mitgliedern des Bundes der Landwirthe am 18. und 19. Februar. Durch die am Morgen desselben Tages dem Vorstande des Bundes gewährte Audienz und durch seine auf die von diesem ihm überreichte Adresse gegebene Antwort hat der Kaiser dem Bunde wieder seine Huld zugewandt. Die darauf folgenden Verhand-

lungen machten einen außerordentlich befriedigenden Eindruck; mochten auch verschiedene Parteirichtungen unter den Anwesenden vertreten sein, wie denn der Bund gleich bei seiner Begründung von allen Parteitendenzen absah, mochten auch verschiedene Anschauungen in der Versammlung zum Ausdruck kommen, — das Ganze war doch der Ausdruck echt conservativen Geistes. Und daß in diesen Männern die rechte deutsche Gesinnung lebt, das bewies die unbeschreibliche Begeisterung, mit der sie den Gruß des großen alten Schirmherrn der Landwirthschaft, des Fürsten Bismarck, der sich selbst als Bauern bekannte, aufnahmen. Von dem Führer des Bundes, Herrn von Bloek, und seinen Genossen könnten andre Leute lernen, wie monarchisch gesinnte und königstreue, aber zugleich in ihrer Gesinnung unabhängige Männer denken und reden und wie ehrliche Loyalität und Ueberzeugungstreue sich von kriecherischem Byzantinismus unterscheiden. Daß in den Verhandlungen auch manche rücksichtslose und zu weit gehende Aeußerung gethan worden ist, hat nichts zu bedeuten und beeinträchtigt den wohlthuenden Eindruck der Versammlung nicht im Geringsten. Bemerkenswerth war der entschieden antisemitische Geist, der die versammelten Landwirthe durchweg erfüllte. Die Stimmung, welche den Bund diesmal beseele, unterschied sich wesentlich von der in der Versammlung des vorigen Jahres herrschenden; damals war entschiedener Kampf und energische Opposition gegen die Regierung des Grafen Caprivi die Losung, jetzt herrschte eine hoffnungsfreudige Stimmung und sprach sich das Vertrauen zur Regierung wiederholt aus. Und es ist kein Zweifel, das jetzige Ministerium trägt ernstlich Sorge, der gefährdeten Lage der Landwirthschaft Abhülfe zu schaffen. Der neue Landwirthschaftsminister Graf Hammerstein-Loxten ist ja selbst Agrarier und, wenn auch seine Programmrede im preussischen Abgeordnetenhaus die Erwartungen der Vertreter der Landwirthschaft nicht völlig befriedigte, so hat er doch sicherlich den ernststen Willen, alles zur Förderung der Landwirthschaft Erforderliche zu thun. Auch der preussische Staatsrath, der nach fünfjähriger Ruhe in der nächsten Zeit wieder zusammentreten soll, wird sich mit der Noth der Landwirthschaft beschäftigen und über den Antrag des Grafen Kanitz, den Getreideverkauf zum

Staatsmonopol zu machen, berathen. Die Stellung der Parteien und der öffentlichen Meinung zu diesem Antrage kennzeichnet am deutlichsten den Umschwung der Verhältnisse in Deutschland seit einem Jahre. Als Graf Kanitz zuerst mit seinem Vorschlage hervortrat, wurde derselbe als absurd verspottet und belacht und im Reichstage kurzweg abgelehnt; jetzt wird er nicht nur ernstlich discutirt, wird er nicht nur vom Bunde der Landwirthe als einziger Rettungsanker angesehen und seine Annahme dringend verlangt, — er hat, nachdem auch Fürst Bismarck ihn für ausführbar und den Handelsverträgen nicht widersprechend bezeichnet hat, Aussicht auf Annahme, wenn auch vielleicht in etwas modificirter Gestalt, trotz des Tobens und der wüthenden Opposition der Freisinnigen wie des gesammten Radikalismus, der Socialdemokratie und der ganzen Judenenschaft. Im Augenblick verlautet allerdings, daß Fürst Hohenlohe sich gegen den Antrag Kanitz ausgesprochen habe, doch wird man erst die Bestätigung dieser Nachricht abzuwarten haben. Auch die Verhandlungen des Reichstages über den Antrag, die deutsche Regierung möge eine internationale Conferenz zur Regelung der Währungsfrage veranlassen und die entgegenkommende Haltung des Reichskanzlers zeugen von der veränderten Richtung der Wirthschaftspolitik; denn daß das den Antragstellern vorschwebende Ziel, die Wiedereinführung der Doppelwährung ist, darüber war Niemand im Unklaren. Die schwierige Frage der Doppelwährung, über deren Vorzüge und Nachtheile die hervorragendsten Nationalökonomten verschiedener Ansicht sind, zu erörtern, ist hier nicht der Platz, wir wollen nur constatiren, daß alle Landwirthe, fast alle Conservativen und nicht wenige Nationalliberale für sie sind, während Freisinnige und Socialdemokraten, die gesammte Industrie und die Börse dagegen sind, das giebt zu denken. So lange England nicht dafür ist, ist eine Remonetisirung des Silbers so gut wie unmöglich. Es fehlt allerdings nicht an Anzeichen einer für die Bimetallisten günstigen Wendung in Groß-Britannien und der gegenwärtige französische Ministerpräsident Ribot hat sich über die Doppelwährung sehr geneigt ausgesprochen. Jedenfalls ist zu hoffen, daß die nächste internationale Conferenz in der Münzfrage nicht so völlig resultatlos verlaufen werde, wie die frühere

in Brüssel. Die mächtig wachsende Bedeutung des Bundes der Landwirthe und der Aufschwung des in ihm lebenden conservativen Geistes erregt natürlich den Grimm und die heftige Erbitterung aller Parteien der Linken, sie sehen mit Recht in der Stärkung und Kräftigung der Klein- und Großgrundbesitzer, der conservativsten Stände im Staate, eine Bedrohung ihrer Existenz und eine Gefahr für ihre Zukunft. Daher ist ihre Opposition ganz begreiflich, aber unverantwortlich ist es, wenn große Blätter nationalliberaler Richtung, wie die Kölnische Zeitung, den Angriffen der radikalen Presse nicht nur secundirt, sondern sie noch überbietet. Dieses Blatt, das sich aus einer begeisterten Anhängerin des Fürsten Bismarck gleich nach seinem Sturze in eine feurige Verehrerin Caprivis verwandelte, vertritt gegenwärtig mit dem größten Selbstbewußtsein den flachsten Liberalismus in seiner abstoßendsten Form, vor Allem aber die Interessen der rheinischen Großindustriellen. Es hat zur Zeit der Entscheidung über die Handelsverträge in der Verhezung der Parteien und der Verunglimpfung der Gegner alles nur Mögliche geleistet, es hat durch seine rücksichtslosen Angriffe auf den Grafen B. Eulenburg den Sturz Caprivis, wenn nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt, und setzt seine hezerischen Angriffe auf die ihm verhaßten Richtungen auch heute unverändert fort. Alles Conservative und positiv Christliche oder gar Kirchliche ist diesem Blatt ein Greuel, die ostelbischen Junker und die Pfaffen sind das beständige Stichblatt seines Zorns. So hat es denn auch über die Versammlung des Bundes der Landwirthe einen Artikel gebracht, der an Gehässigkeit und Roheit des Tones selbst Eugen Richters „Freisinnige Zeitung“ in Schatten stellt, die Landwirthe werden darin als wahnwitzige Menschen und gemeingefährliche Subjecte, als Abenteurer und Schwindler bezeichnet, ihre Loyalität wird verdächtigt, ihre Nichtberücksichtigung der kaiserlichen Willensäußerung dem Monarchen denuncirt und unter hämischen Ausfällen auf die Gruppe Miquel = Köller im Ministerium die ganze Versammlung als ein Verein untergeordneter Fanatiker und unklarer Köpfe charakterisirt. Angriffe solcher Art richten sich selbst und können die Sache, die sie treffen sollen, nur fördern, sie sind aber auch durchaus charakteristisch für eine Sorte von Liberalismus, die

aus allen Erfahrungen nichts lernt. Außerdem sollte doch endlich Jemand der „Kölnischen Zeitung“ nachdrücklich zu Gemüthe führen, daß in den Tagen der Unterdrückung und Fremdherrschaft, wie der glorreichen Erhebung die ostelbischen Junker für das Vaterland Hab und Gut hergegeben und ihr Blut in Strömen vergossen haben, während die Kölner und andere Rheinländer sich unter Napoleons Herrschaft duckten und französische Gesinnung annahmen.

Sehr erfreulich ist die zunehmende Verbreitung und rührige Thätigkeit des Vereins zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken. Die Polen verfolgen ihn mit Haß und Erbitterung, aber die Zeiten des Grafen Caprivi, wo ihnen die volle Gunst der Regierung zu Theil wurde und ihre Wünsche auf Kosten der deutschen Interessen in Posen erfüllt wurden, sind glücklicherweise vorüber. Der Minister von Köller hat soeben noch im Abgeordneten-hause die Bestrebungen des Vereins in den Ostmarken als gut und heilsam anerkannt, die Zuversicht und der gesunkene Muth der Deutschen in Posen beginnt sich wieder zu heben und sie nehmen mit Entschlossenheit den Kampf des Deutschthums gegen das übermüthige Polenthum wieder auf. — Ob es dem Finanzminister Miquel gelingen wird seine Steuer- und Finanzpläne durchzubringen, läßt sich noch nicht absehen, auch hier wird das Centrum das entscheidende Wort sprechen. Das Reich bedarf zur Deckung der vermehrten Heeresausgaben und zur Erweiterung der Marine durchaus neuer Steuerquellen. Die von der Regierung beantragte Tabaks-Fabrikatsteuer hat im Reichstage eine ziemlich freundliche Aufnahme gefunden, ob sie aus der Commission, an welche sie verwiesen worden ist, in einer für die Regierung annehmbaren Gestalt hervorgehen wird, vermag im Augenblick Niemand zu sagen. Wie auf der einen Seite der conservative Geist in Deutschland mächtig die Flügel regt, so ist andrerseits ein steigendes Anwachsen des Radicalismus, der in der allgemeinen Unzufriedenheit mit den wirthschaftlichen viel mehr als mit den politischen Verhältnissen wurzelt, leider nicht zu verkennen. Ein besonders klarer Beweis dafür ist der unerfreuliche Ausfall der Landtagswahlen in Württemberg. Die einst so mächtige und große deutsche Partei ist auf eine ganz geringe Zahl von Mitgliedern reducirt und die

Regierungspartei ist fast ganz verschwunden, dagegen hat die Volkspartei eine große Anzahl von Sitzen gewonnen und neben ihr erscheint zum ersten Mal eine katholische Centrumspartei im Württembergischen Landtage. Die Angehörigen der schwäbischen Volkspartei sind Demokraten ganz eigener Art, sie verbinden mit den Theorien schrankenloser Freiheit den engsten und einseitigsten Partikularismus und sind daher abgefagte Feinde Preußens, sie begegnen sich darin mit den Centrumsmitgliedern. Zum ersten Male sind auch zwei Socialdemokraten in die Stuttgarter Kammer gewählt worden. Mit einem solchen Abgeordnetenhaufe, in dem die reichsfeindlichen und centrifugalen Elemente das Uebergewicht haben, wird schwer zu regieren sein und der Ministerpräsident, Herr von Mittnacht, wird trotz seiner Gewandtheit und großen Klugheit dieser Volksvertretung gegenüber einen harten Stand haben.

In **Oesterreich** sind die Landtage jetzt geschlossen. Am bemerkenswerthesten waren die Verhandlungen des böhmischen und des steiermärkischen, sie sind für die zukünftige Haltung der Deutschen von Bedeutung. Auf dem böhmischen Landtage wurde die alte Forderung der Deutschen, besondere Gerichtsbezirke für die deutschen Gegenden des Landes abzugrenzen, wieder lebhaft erhoben und wenigstens durchgesetzt, daß mit der Erfüllung dieses berechtigten Verlangens endlich der Anfang gemacht werden soll. Es zeigte sich überhaupt die Möglichkeit einer Verständigung über gewisse Dinge zwischen den Deutschen und den Urttschechen, während die Jungtschechen in ihren radikalen Forderungen und in ihren Angriffen auf die Deutschen und die Regierung sich unverändert zeigten. Es ist leider eine unerfreuliche Thatsache, daß die deutschen Magnaten in Böhmen fortdauernd eine gewisse Hinneigung zu ihren tschechischen Standesgenossen bemerken lassen, während sie ihren deutschen bürgerlichen Landsleuten kühler und fremder gegenüberstehen. Die Nachkommen der alten deutschen Familien Schwarzenberg, Schönborn, Kaunitz, Lobkowitz sind jetzt fanatische Tschechen und unterstützen überall die tschechischen Bestrebungen, die großen deutschen Herren in Böhmen aber halten sich von den Vereinen und Kämpfen ihrer Landsleute zurück. Eine ähnliche Stellung nimmt auch der Ministerpräsident Fürst

Windischgrätz ein, der sich mehr als böhmischer Magnat, denn als Deutscher fühlt. Eine solche Haltung des hohen Adels muß natürlich ungünstig auf die Stellung der Deutschen in Böhmen zurückwirken. Auf dem Landtage zu Graz kam es zwischen den Deutsch-Liberalen, Deutsch-Nationalen und Deutsch-Klerikalen zu einer Verständigung in Bezug auf die von den Slovenen geforderte Slavisirung des Cillier Gymnasiums. Alle drei Parteien erklärten sich dagegen und es wurde mit Jubel und Triumph in der deutschen Presse Oesterreichs als ein großer Erfolg begrüßt, daß es gelungen sei, auch die Klerikalen in dieser nationalen Frage zu gemeinsamem Handeln zu bewegen. Doch die Freude kam zu früh. Soeben hat der Hohenwartclub, dessen ausschlaggebende Bedeutung im oesterreichischen Abgeordneten-hause wir schon früher einmal hervorgehoben haben, einstimmig beschlossen, für die Forderung der Slovenen, die Slavisirung des Gymnasiums zu Cilli zu veranlassen, einzutreten; zu dem Club aber gehören mehrere von den klerikalen Abgeordneten des steierischen Landtages, die dort mit den deutschen Parteien gestimmt hatten. Was soll man zu dem widerspruchsvollen und zweideutigen Verhalten dieser Herren sagen? Die Deutsch-Liberalen und Deutsch-Nationalen erscheinen als geradezu von ihnen dupirt. Die deutsch-liberale Partei hat nun eine große Versammlung abgehalten, an der auch ihre Angehörigen im Ministerium, Herr v. Plener und Graf Wurmbbrand, theilgenommen haben, und hat einmüthig beschlossen, gegen die Forderung der Slovenen zu stimmen. Wenn die Deutsch-Liberalen nicht um allen Credit im Lande kommen und allen Boden unter der Bevölkerung verlieren wollen, müssen sie sich in stricter Opposition zu der Forderung der Slovenen stellen. Dann aber erscheint der Fortbestand des Coalitionsministeriums gefährlich bedroht. Dinehin hat dieses die Frage der Wahlreform nicht im Geringsten weiter gefördert.

Der neue Präsident der **französischen** Republik hat durch seine Freundlichkeit, seinen Witz und seine Zugänglichkeit rasch eine nicht unbedeutende Popularität bei der Pariser Bevölkerung erlangt; von seiner staatsmännischen Befähigung hat er freilich bisher noch keine Proben abgelegt. Herr Ribot, der so mühsam

sein Ministerium zusammengebracht hat, wird sich wohl noch einige Zeit behaupten, da die Kammer in der frischen Erinnerung an die großen Schwierigkeiten, unter denen das gegenwärtige Cabinet gebildet worden ist, vor der Herbeiführung einer Ministerkrisis zurückschreckt. Natürlich begann die neue Regierung wieder mit einer allgemeinen Amnestie, durch welche eine große Anzahl zweifelhafter Persönlichkeiten und wilder Socialisten ihrer Haft entledigt oder aus der Fremde, in die sie sich geflüchtet hatten, nach Frankreich zurückkehrten. Zu den letzteren gehörte Henri Rochefort, der Theilnehmer an der Commune von 1871 und der Genosse der Verschwörung Boulangers. Wie ein Triumphator zog der „grand proscrit“ unter dem Jubelgeschrei einer dichtgedrängten vieltausendköpfigen Menge in Paris ein; dem Erretter des Vaterlandes, einem ruhmgekrönten Helden, hätte kein glänzenderer Empfang bereitet werden können, als er dem gesinnungs- und charakterlosen Pamphletisten, dem berufsmäßigen Verläumder zu Theil wurde; „reif zur Knechtschaft“, mochte da wieder mancher ernste Patriot denken. Die Untersuchungscommission gegen Raynal ist resultatlos geblieben, der tief in die parlamentarischen Kreise eingefressenen Corruption wagt man nicht ernstlich zu Leibe zu gehen. Die Wahrnehmung, daß bei allen an's Licht gezogenen scandälösen Fällen Juden eine Rolle spielen, hat eine starke antisemitische Strömung in Frankreich hervorgerufen, die auch in der Kammer zum Ausdruck gebracht ist. Neben dem Hauptmann Dreyfus hat dazu namentlich die von dem bekannten Andrieux herbeigeführte Enthüllung über die schmachvolle Thätigkeit, welche der jetzige Generalsteuereinnnehmer in Tours, Jesaias Levaillant, eigentlich Levi, in seiner früheren Eigenschaft als Director der Geheimpolizei, in Gemeinschaft mit dem jüdischen Schwindler- und Wucherpaar Schwob lange Zeit geübt hat, beigetragen. Auch der, natürlich ebenfalls jüdische, Staatsanwalt Seeligman hat in dieser Angelegenheit eine häßliche Rolle gespielt. In dem großen Erpressungsproceß gegen zahlreiche Pariser Journalisten sind ebenfalls mehrere Angehörige der Rasse, welche Herr Levaillant in einem Billet an die Gebrüder Schwob für die Aristokratie der Welt erklärt, verurtheilt worden, so Camille Dreyfus. Man fängt auch in

Frankreich an, auf den großen Einfluß der Juden im Staate aufmerksam zu werden und Drumont hat schon viele Gefinnungs-genossen. Herr Ribot hat allerdings auf eine an die Regierung gerichtete Interpellation erwidert, alle französischen Staatsbürger seien gleichberechtigt, ob sie die Kirche, die Synagoge oder die Freimaurerloge besuchen, aber diese Erklärung, über welche die Rechte in der Kammer und die Blätter dieser Richtung sich sehr entrüstet äußern, ist bei den gegenwärtigen Zuständen in Frankreich selbstverständlich, wird aber auf die allgemeine Stimmung ohne Einfluß bleiben. Der Socialismus macht immer weitere Fortschritte und die Stadtverwaltung in den größeren Städten geräth immer mehr in die Hände der Socialisten, so noch kürzlich in Marseille. Corruption in der herrschenden bürgerlichen Gesellschaft und fanatischer Socialismus, sowie wilder utopistischer Communismus in den untern Klassen, in diesen Gegensätzen bewegt sich fortdauernd das politische Leben Frankreichs. Durch ihre heftigen Reden gegen die Bewilligung der Mittel zur Bestattung des alten Marschalls Canrobert auf Staatskosten haben die Socialisten wieder einmal klar an den Tag gelegt, daß sie des patriotischen Sinnes, welcher sonst alle Parteien in Frankreich beherrscht, sich völlig entledigt haben.

In **England** behauptet sich das Cabinet Rosebery noch am Ruder, aber die langwierigen Adreßdebatten haben zur Genüge gezeigt, wie schwach die Majorität ist, über die es verfügt; die Abshwenkung eines kleinen Theiles der buntscheckigen Schaaren seiner Anhänger würde genügen, es zu Fall zu bringen. Lord Rosebery's Ansehen ist in hohem Grade gesunken, die großen Erwartungen, welche ihm von allen Seiten entgegenkamen, als er an die Spitze der Regierung trat, sind fast in das Gegentheil umgeschlagen. Man kann sich kaum etwas Demüthigenderes für einen leitenden Staatsmann denken, als die ironische Vertheidigung, welche der Führer der Opposition im Unterhause, Chamberlain, ihm jüngst zu Theil werden ließ und die höhniischen boshaften Bemerkungen, mit welchen ein Anhänger der jetzigen Regierung, der radikale Labouchère, für ihn eintrat; Lord Rosebery muß beides als die schmähslichste Kränkung empfunden haben. Dazu kommt die Uneinigkeit innerhalb der Regierung selbst: der Schatz-

kanzler Harcourt steht zum Premier in offenkundigem Gegensatz. Vereinzelte liberale Wahlsiege, wie soeben in Colchester, können an der Thatsache nichts ändern, daß die Tage des gegenwärtigen Ministeriums gezählt sind. In der auswärtigen Politik drücken England manche Sorgen. In Aegypten sucht der junge Khedive, vielleicht nicht ohne Einflüsterungen einer andern europäischen Macht, immer wieder sich dem drückenden Einflusse seines Mentors und Vormundes, des englischen Machthabers Lord Cromer, zu entziehen und größere Selbständigkeit zu erlangen. Diese Versuche werden zwar jedes Mal mit der den Engländern eigenen Rücksichtslosigkeit niedergeschlagen und der junge Fürst zur Unterwerfung unter den Willen seines Oberherrn gezwungen, aber seine Zuneigung zu England wächst dadurch natürlich nicht und er macht aus seiner Gesinnung gar kein Gehl. Dazu vermindert man nicht selten von dumpfer Gährung unter der Bevölkerung Aegyptens, die, wenn auch im Augenblick ohne Bedeutung, doch für die Engländer sehr gefährlich werden kann, wenn sich ein Mann von den Eigenschaften, wie einst Arabi sie besaß, an die Spitze der Unzufriedenen stellt. Viel Unbehagen macht den Engländern auch das große Kolonialreich, welches Frankreich in Oberägypten plant und zu dessen Verwirklichung es schon Anstalten zu treffen beginnt; die englische Machtstellung im Nildelta würde dadurch schwer bedroht sein. Dem ununterbrochenen Siegeszuge der Japaner sieht England ebenfalls mit großem Unbehagen zu; es würde dem Sieger gern in den Arm fallen, wenn es dabei von anderen Großmächten unterstützt würde, bis jetzt aber ist es ihm noch nicht gelungen, eine gemeinsame Coöperation zu Stande zu bringen.

In **Norwegen** haben sich die Verhältnisse so zugespitzt, daß eine Krisis bald eintreten muß. Die Radikalen, die eine kleine Mehrheit in dem neugewählten Storting besitzen, wollen von keinem Zugeständniß an den König und an Schweden in den streitigen Unionsfragen etwas wissen, alle Versuche des Königs zu einer Verständigung, die er mündlich und schriftlich mit der größten Geduld und in entgegenkommendster Weise gemacht hat, sind vergeblich gewesen; seine Aufforderung an den früheren radikalen Minister Steen, wieder an die Spitze der Geschäfte zu

treten, ist von diesem recht brüsk zurückgewiesen worden. mit der Erklärung, er könne sich dazu nur verstehen, wenn der Monarch den Forderungen seiner Partei zustimme. So ist denn der Storting am 19. Februar mit einer ersten Thronrede vom König eröffnet worden und man sieht der weitem Entwicklung der Dinge in Norwegen wie in Schweden mit Spannung entgegen. In Schweden steigt die Erregung gegen den Uebermuth und die Hartnäckigkeit im Bruderreiche und die Sprache der Zeitungen wird immer drohender, in vielen Kreisen sähe man es am liebsten, wenn die norwegischen Radikalen in ihrem unvernünftigen Starrsinn es dahin brächten, daß schwedische Truppen einrücken müßten und sie zur Vernunft brächten. Ein seltsames Volk sind doch diese Norweger. Sie haben die freieste, eine fast republikanische Verfassung, die Macht des Königs ist auf's äußerste beschränkt, der Einfluß Schwedens außerordentlich gering und doch sind sie nicht zufrieden. Der, namentlich in den Städten, herrschende Radikalismus offenbart eine politische Unreife, die geradezu kindlich ist, und dazu eine Vorstellung von der Machtstellung Norwegens, die Lächeln hervorrufft. Wenn die Schilderungen der norwegischen Bevölkerung, wie sie Ibsen in seinen Dramen und andere Schriftsteller geben, auf Wahrheit beruhen, dann sind die sittlichen Zustände des Volkes sehr zerfressen und von Fäulniß angegriffen, der politische Radikalismus ist dann das naturgemäße Product der weit verbreiteten gesellschaftlichen Corruption. Freiheit haben nach unserer Ansicht die Norweger mehr als genug, was dem Lande fehlt, ist die Autorität einer festen und starken Staatsgewalt.

Zu unserem Bedauern sind wir durch den Raummangel genöthigt, hier abzubrechen und müssen daher die Erörterung der Kämpfe und Verwicklungen in Ost-Asien noch einmal zurückstellen.

16/28. Februar.

r.



Literarisches.

R. W. Korwin-Piotrowski, Die natürlichen und productiven Kräfte des Gouvernements Estland und die wirthschaftliche Thätigkeit seiner Bevölkerung. Reval, 1894. 63 Seiten (in russischer Sprache).

Umfassende Kenntniß der Thatsachen wird immer mehr ein Bedürfniß des wirthschaftlichen Lebens. Insofern ist jedes Unternehmen anzuerkennen, das es sich zur Aufgabe macht, diesem Bedürfniß entgegenzukommen. Soll das mit Erfolg geschehen, so müssen zwei unerläßliche Vorbedingungen erfüllt sein: der Verfasser muß die statistischen Daten, die er verwendet, auf ihre Zuverlässigkeit hin prüfen und muß die Dinge, die er schildert, kennen. Beide Erfordernisse treffen im vorliegenden Falle nicht durchweg zu. Die gesammte Agrarstatistik z. B. ist in Estland wenig entwickelt. Der Erhebungsmodus ist so mangelhaft, daß auf zuverlässige Resultate überhaupt nicht gerechnet werden kann. Der Verfasser gesteht die Mängel der Erhebung zu, giebt aber trotzdem ausführlich die Ergebnisse wieder, obgleich diese zum Theil schon auf den ersten Blick den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit machen. Der Ernte-Ertrag im Verhältniß zur Ausfaat ist z. B. für drei Kreise Estlands bei fast allen Producten für die Gutswirthschaften höher angegeben, als für die bäuerlichen Wirthschaften, was in Rücksicht auf die vollkommeneren Wirthschaftsmethoden der Großgrundbesitzer durchaus wahrscheinlich erscheint. Im vierten Kreise, in der Wied, tritt dagegen die umgekehrte Erscheinung auf: die Erträge auf den Bauerhöfen sollen fast durchweg höhere gewesen sein, als auf den Gütern. Ein solches Ergebniß kann nicht anders als durch fehlerhafte Angaben erklärt werden. Ebenso unwahrscheinlich klingt es, wenn in Wierland auf den Gütern das 7,63. Korn an Roggen geerntet worden sein soll, auf den Bauerhöfen dagegen nur das 4,20. Korn.

Im Capitel über die Viehzucht tritt es wiederholt hervor, daß der Verfasser, der noch nicht lange in Estland lebt, noch keine genügende Gelegenheit gefunden hat, sich mit den factischen Verhältnissen vertraut zu machen. Er spricht die Ansicht aus, daß nur soviel Rindvieh gehalten werde, als es für den eigenen Bedarf erforderlich sei. Thatsächlich werden auf einer recht be-

deutenden Anzahl von Gütern größere Heerden gehalten, um über den eigenen Bedarf hinaus aus der Milchwirthschaft Revenüen zu erzielen. Im Zusammenhang mit der stark entwickelten Spiritusproduction spielt das Mästen von Ochsen zum Verkauf, namentlich nach Petersburg, eine große Rolle. Die Existenz dieses Wirthschaftszweiges hat der Verfasser ganz übersehen. Dagegen ist er zur Ueberzeugung gelangt, daß die Schaafzucht in Estland am meisten entwickelt ist und daß speciell die Merinozucht den wichtigsten Erwerbszweig bildet. Der Verfasser bleibt mit dieser Ansicht um mindestens ein Jahrhundert hinter dem wirklichen Leben zurück. Die Schaafzucht hat längst nicht mehr die Bedeutung, die sie gehabt hat, eine Thatsache, die der Autor auch aus den von ihm selbst angeführten Daten hätte schließen können. Er giebt an, daß auf 52 Gütern Estlands Schaafzucht getrieben wird. Vorhanden sind etwa 550 Güter. Ein Productionszweig, der nur auf dem zehnten Theil aller Güter betrieben wird, kann schwerlich die wichtigste Einnahmequelle der Landwirthschaft sein.

In seiner äußeren Form genügt das Werk nicht den Anforderungen, die an ein statisches Handbuch gestellt werden können. Die Anordnung ist nicht übersichtlich genug, von dem zur Orientirung so bequemen Hilfsmittel des gesperrten Drucks ist fast garnicht Gebrauch gemacht, zahlreiche Daten sind in fortlaufendem Text wiedergegeben, während die tabellarische Form ein viel anschaulicheres Bild gegeben hätte. Eine solche Publication soll als Nachschlagebuch zu benutzen sein. Das ist in vorliegendem Fall jedoch sehr erschwert, weil nicht einmal ein Inhaltsverzeichnis mit Angabe der Seitenzahlen vorhanden ist. Es genügt nicht, daß auf dem Titelblatt die Hauptabschnitte angegeben sind.

Die Broschüre, die speciell Daten für das J. 1893 enthält, ist als Lieferung I. bezeichnet. Es ist anzunehmen, daß der Verfasser noch weitere statistische Veröffentlichungen plant. Soll ein solches Unternehmen, das an sich volle Sympathie verdient, seinen Zweck erreichen, so wird es nothwendig sein, zuvor mehr Fühlung mit dem thatsächlichen Leben zu gewinnen und sich nicht nur auf Actenmaterial zu verlassen. Hinsichtlich der Art der Verarbeitung der Daten kann aus dem mustergiltigen Werke Paul Jordan's (Beiträge zur Geographie und Statistik des Gouvernements Estland, Reval, 1889) viel gelernt werden.

E. v. Bodisco.



Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, **120 Seiten stark**, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

 Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.